

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

87.

Donnerstag, am 4. September 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Festgedicht

zur Jubelfeier des den 30jährigen Krieg endigenden Waffenstillstandes zu Kößschenbroda, am 27. vor. Mon. *)

Hört meinen Gruß, Versammelte, auf diesem
Der Freude sich erschloßnen Festesplan!
Hört ihn; der Genius des holden Friedens
Ist es, der ihn durch meinen Mund euch heut,
Des Friedens, der seit vollen dreißig Jahren
In Milde über unser deutsches Land
Ausströmen ließ ununterbrochnen Gusses
Des Segens Füllhorn und des Ueberflusses.

*) Von dem Verfasser, Hrn. Justizamtmanne Hof-
rath Lucius in Dresden, dem Vorstande des Festcomités,
auf dem großen Festplane bei Kößschenbroda gesprochen
und der Redaction zum Abdruck in diesen Blättern
auf Ersuchen geneigtest überlassen.

Die Redact.

Nicht meines Worts bedarf es, euch zu schildern,
Wie reich an Segnungen der Frieden ist —
Schaut um euch her! Die wohlbebauten Fluren,
Die Heerden, die auf jenen Weiden gehn,
Der Reben Pracht auf diesen Höh'n, die Segel,
Die dort sich auf dem stolzen Strome bläh'n
Und hier die Bahn, auf der vor langen Zügen
Die brausenden Locomotiven fliegen:

Das Alles ist des Friedens Werk! — Ihr Knaben
Und Mädchen, die ihr blühend vor mir steht,
Ihr Jünglinge und Jungfrau'n, die ihr heute
Einher im Schmuck des Erndtekränzes geht,
Euch hat von eures Lebens Anbeginnen
Allein des Friedens Fittig angeweht.
Wohl euch, und möchtet nie ihr lernen kennen
Den schwarzen Dämon, welchen Krieg wir nennen! —

Es liegt ein schwer' Geschick, wie räthselhafte
Nothwendigkeit auf unserem Geschlecht.
Wie auch die schreitenden Jahrtausende
Eins auf das andre höher sich gestellt:

Die Liebe ist mit ihnen nicht gewachsen,
Es ging in ihnen unter nicht der Haß;
Er herrscht im neuen, wie im alten Bunde
Und Kains That ruht noch auf dieser Stunde!

Ja räthselhaft, daß selbst die heil'ge Lehre
Des menschengeword'nen Gottes fruchtlos tönt,
Sie, die so unbedingt den Haß verdammt,
Daß sie den Feind zu lieben selbst gebeut.
Weh' uns! Den Feind nicht nur, den eignen Bruder
Trifft fort und fort des Hasses Keulenschlag,
Und oft sogar nur andrer Deutung wegen
Der Lehre, die verkündet ward zum Segen!

Doch nicht, daß Haß nur Einzelne entzweiet
Und spornt sie an zu schwerer Missethat,
Er fördert auch, wenn er der Brust der Herrscher,
Des Sinns der Völker sich bemätern kann,
In Hölleluft herauf aus schwarzem Pfuhe
Der Ungethüme scheußlichstes, den Krieg;
Das wälzt der Ungehalt graunvollen Knäuel
Durch's Land und speit Verderben aus und Gräuel,

Und schonet nicht die friedlich-stille Hütte,
Nicht, was der Fleiß vorsorglich hat gespart,
Was auf der Flur entgegenreist der Sichel,
Was Heiliges der Tempel aufbewahrt.
Es würgt nicht nur inmitten jener Heere,
Die feindlich gegenüber stehn geschaart,
Auch Greise, auch Verkündiger der Lehre,
Säuglinge würgt es und der Jungfrau'n Ehre. —

So hauste auch vor nun zweihundert Jahren
Dies Ungethüm in unsrem deutschen Land.
Von neuem war um Christi Lehre willen
Und unter Christen wilder Streit entbrannt,
Von neuem ward die Einigung zerrissen,
Die unter den Parteien schon bestand
Und blutroth zündete die Fackel, mitten
In's Land geschleudert von den Jesuiten.

Ach, heute vor zweihundert Jahren lebte
Ein unglücklich, jammervoll Geschlecht,
Des größter Theil den wilden Krieg nur kannte
Und nie den holden Frieden noch erblickt,
Auch nimmer wohl ihn zu erblicken hoffte,
Gleichwie der Sieche, der von Kindheit an
Elenden, schwachen Leibes ist gewesen,
Die Hoffnung läßt, er werde je genesen.

Was gleicht der Noth, dem Elend jener Zeiten?
Wohl schrecklich ist's, wenn wilde Wassersfluth
Troßt, wie vor wenig Monden, jedem Damme
Und stürzt herüber, wie sie nie gethan;
Wohl fürchterlich zerstört die rothe Flamme,
Wohl stürmt und braust verheerend der Orkan:
Doch alle Gottgewalt, wie schwer und grausend
Sie trifft, ist Eins und Menschenwuth ist Tausend!

Nicht vor der Gottgewalt, doch vor des Krieges
Pesthauche flüchtet sich entsetzt und scheu
Das Göttliche, was unter Menschen wohnt
Und kehret lange, lange nicht auf's neu';
Der Glaube und mit ihm die Tugend fliehen,
Das Recht, die Freundschaft und der Liebe Treu',
Die Sitte und die deren Träger waren,
Der Wissenschaften und der Künste Schaaren.

Auch sie entweicht, in deren Himmelsglanze
Allein jedwedes Erdengut beglückt,
Die Freiheit in dem hehren Strahlenkranze,
Sie weilet nicht, wo man die Schwerter zückt,
Wo der nur Herr ist, der da schwingt die Lanze
Und alles andre sich in Knechtschaft bückt.
Raum wo um ihrer selbst der Kampf begonnen,
Wird durch den Kampf etwas für sie gewonnen.

Ist nun ein Menschenalter fast verflossen,
Seit körperlich und geistig solche Last
Gewuchtet, gleich erdrückenden Colossen,
Auf dem gequälten Lande, dann erfaßt
Ein Hochentzücken alle Leidgenossen,
Gleich dem des Schiffsvolks, dem von hohem Mast
Wird endlich Land verkündet, wenn nun wieder
Der Götterjüngling, Frieden, schwebt hernieder,

Und scheuchet mit des Palmenzweiges Schwingen
Des Krieges Ungethüm von dannen weit,
Und läßt des Tempels Glocken wieder klingen,
Statt der Drommeten Ruf zu blut'gem Streit.
Und nieder stürzt dann alles Volk, zu singen:
„Herr Gott, dich loben wir in Ewigkeit!“
Und jauchzet, daß es sich nun frei bewegen
Und wieder erndten kann des Fleisches Segen. —

Herr Gott, dich loben wir, so tönt auch heute,
Nach zwei Jahrhunderten, der Jubel nach
Des Tag's, an dem bei jenem langen Streite
Gott sein: „Bis hierher und nicht weiter!“ sprach,

An dem ein Friedensstrahl das Land erfreute,
Der golden durch graunvolle Wolken brach,
Ein Friedensstrahl, Verkündiger der Wonne,
Die bald dann spendete die Friedenssonne. —

Hell strahlt dies Himmelslicht auch unsern Zeiten
Und Gott woll' es uns gönnen fürderhin,
Dass nie mehr Freiheit, Recht und Tugend scheiden
und stets die Liebe bleibe Herrscherin!
Fern sei der Haß auf immerdar von beiden,
Der Fürsten Herzen und der Völker Sinn;
Gesühnt sei nun, was — ach, schon schwer gerochen —
Des ersten Menschen erster Sohn verbrochen!

Der Hirte.

Von

Hans Guido Zehner.

I.

Ich kenne ein Thal zwischen hohen Bergen.
Die Flintenfugel und der Stein aus der Schuppe
des Schäfers treffen von Koppe zu Koppe. Da-
zwischen fließt ein silberheller Fluß.

Ein Knabe von zwölf Jahren saß an einer
Tähe und las in der Bibel und dann wieder in
Büsching's Shakespeare den Orhelo. Eine Kuh
mit Einem Horne weidete nach dem Bache hin,
und der Junge lächelte zuweilen, wenn ihr Leib
runder wurde und das Lamm an der Tähe wä-
hlig umherlief. Der Spitz Puzel schloß an der
Nushecke und blickte mitunter treu und blinzelnd
nach seinem Herrn. Westlich stand der Fichten-
kamm in Grün und Gold und die Sonne schloß
rothe Strahlen zwischen den Kämmen hindurch.
Der Knabe sprang auf, das Lamm an seine Seite,
die Kuh über den Bach, Puzel zur Seite, hin-
ten, voran; im Osten hing es in den Wolken
wie Stahl und Blut; ein Gewitter kam.

Daheim in der „Glashütte“ (die Häuserreihe
nach den Gärten hin gehörte einst den Glas-
machern) wettete es schon, finstrier als Gott in

der Natur. Die Eltern zürnten mit einander.
Der Hirte hing an beiden. Der Vater, schön
und stark, jetzt wild, griff nach der Mutter; dem
Knaben blizt' es im Auge, er sprang in die
Schlafkammer nach der Flinte, und richtete sie
auf den Vater. Da ward es still; er spannte den
Hahn ab; dem Vater verflog der Hauch, die
Liebe kam, Eltern und Kind aßen mit einander
und der Knabe las den Abendsegen.

In der Ecke des Zimmers auf dem „Tablett-
chen“ stand eine Flasche, draußen war es dicke
Nacht; aber der Spahn auf dem Leuchter glühte
in das Gesundheitschnäpschen der Mutter, Kal-
mus, Tausendgüldenkraut, Biberklee, Myrrhen
und Aloe. Die Mutter war klein und fein, hübsch
und rein, innig und fromm wie ein Lied von
Gellert, und liebte ihren wilden Mann mit
allen seinen wüsten Gästen von Geistern. Sie
reichte ein Stengelgläschen, das ihr Bruder machte,
der in Amerika lebte; der Alte, der Kleine und
sie tranken, und der Mann küßte seine liebliche
Frau. Es zuckte durch das Nebenlaub und die
grünen Schaltern; es war der Strahl des Wet-
ters; da stand das Zimmer in Flammen, daß
man das Licht nicht sah. Der alte Soldat riß
das Fenster auf, der Knabe sprang in's Freie.
Da sah er die Jesaiaschleppe von Jehovah's Ge-
wande, der halbe Himmel stand in Flammen;
aus der anderen Hälfte flog es wie brennende
Schwerter herüber; zwei, drei Wetter begegneten
einander. Der Knabe jubelte und sein Auge blizte
hinauf; der Soldat dachte an Schlachten; es knat-
terte; der Blitz flog unter den Posaunenbässen
der engen Thäler, der Schluchten und des Fluß-
ses durch die Luft, der Knabe vor einem Wol-
kenbruche von Hagel und Regen in das Zimmer.
Wir sind in einem der engsten Thäler deutscher
Gebirge. Die wilden Menschen schlafen.

2.

Der Morgen hatte noch nicht die ersten Dia-
manten der Sonne. Noch sangen die Königin-
nen des Asterschwarmes ihr Todes- und Lebens-
lied. Der Schütze und Hirte Johannes horchte

unter dem Dufte der Federnelken, die über den vierzehn Bienenstöcken blühten, sah zu dem blauen Auge des Himmels hinauf, betete, und kochte danach für Vater und Mutter Kaffee. Die Mutter war krank, und Johannes kochte und briet. Der Alte war klar und schön, das große blaue Auge, als Johannes eintrat, unsicher und bat um Verzeihung; manchmal war es wie auf der Wiese und den Federnelken, als die Sonne kam; der kleine Hirte zündete ihm die Pfeife an und rauchte seine mit. Diez — so hieß der Vater — küßte sein Kind und seine Frau und ging.

Er hatte zwei Bunden, ein Böstchen und drei Böstchen zugleich, wie sie die Fürsten alten braven Soldaten gaben. Er ging zu den Fröhnern, die nah an dem „Schlosse“ arbeiteten. Das Schloß war wirklich so ein Gebäude, wohin zuweilen die Fürsten kamen, um in dem Gebirge zu jagen, sich zu stärken und mehr und kräftigere Prinzen und Prinzessinnen zu erzeugen, als heutzutage dort geschieht. Es steckte ganz im Grün von Nußsträuchern und Hollunderbäumen auf einer Insel. Quellen aus dem gar nicht fernen Waldesgrunde zogen das spiegelnde Band eines Teiches um das Schloß, in dem ein Kammerrath wohnte; im Ringe des Teiches lagen noch die Wohnung des Wächters der herrschaftlichen Güter, das Haus des Oberförsters, und die Ställe und Scheunen. Die glücklichen reichen Leute in dem Schlosse sahen dem heitern Jahresfeste, da der Teich ausgefüllt wurde, so froh entgegen, als die Sonne auf die Arbeiter, die an's Fischen gingen.

Die Sonne glühte, die Wangen der Freiherrn, Oberforstmeister, Forstmeister, Oberförster, Förster, Rentmeister und Pfarrer glühten nach der Tafel; schöne Wangen hatten dunklere Rosen; die Blicke der Herren und Frauen begegneten einander wie die Blitze der Sandwüsten Sonne oder stimmerten in einander vor lauter Verehrung, Innigkeit, Gemüthlichkeit, Vergessen des Ranges, des Kleides, des Reichthums, der Bildung für die Welt oder das Dorf oder das Zimmer; der Wein hatte es gethan und that es noch. Es wallte Arm in Arm durch die Hainbuchenlaubhallen zum lebendigen grünen Tempel vor der Regalbahn. Die Damen besprachen sich mit Mo-

zari's Geist und bald auch über die Maß des Federviehes. Die adeligen und vornehmen Kinder spielten im Grase unter den Aepfelbäumen Blindkuh und Plumpsack, mit ihnen einige Edelknaben des Kammerrathssohnes, einige Bauernjungen. Kein edles, kein Bauernkind reichte dem Soldatenkinde die Hand oder zog es in den Kreis. Johannes fühlte das lange nicht; seine Augen bauten ein Liebesnest in dem Rinnegrübchen eines Mädchens, seine Gedanken schaukelten sich in den blonden Ringeln um die Schläfe des Mädchens. Der Knabe liebte es und trat endlich in den Kreis. Er drang an Minchen's Hand, aber das Mädchen gab einen Blick wie eifiges Gift und sprang um Zwei herum an die Hand eines Fräuleins. Der Sohn des Kammerrathes blickte zornig, entschied und gebietend auf den Knaben; das Soldatenkind flüsterte bleich: „Gefindel!“ und ging aus dem Garten der Vornehmen nach dem Flusse, entkleidete sich und fing in der Saim (Binsen unter dem Wasser) und unter Steinen Barsche, Forellen, Aalraupen und Krebse, seinen Nachtsch, und ging heim zu seiner Mutter. Da war es still und heimlich, die Semmete (gestoßene und gebackene Kartoffeln) dufteten schon, die saure Milch stand auf dem Tische und auf der Secretärkommode lag die alte Bibel aufgeschlagen. Johannes las die Geschichte vom Nadelöhr und sprach: „Der hat recht!“ Aber er mußte den Vater aus dem Wirthshause holen; dem Alten wetterleuchtete es heute von den Taggeldern segensreich aus dem Gesichte; die beiden Soldaten, der alte und der junge, tranken einen Schlehenschnaps und ein Glas Bier mit einander, und aßen dann Semmete und Milch, und Fische und Krebse; Johannes sagte nichts von dem Kammerrathsgarten, der Soldat ging zu Bette, Johannes zur Urke, spal-tete „Kaffeeholz“ für seine Mutter, zündete seine Pfeife an, hörte die Königinnen singen, athmete hoch und tief, und hatte so seine Gedanken mit den Sternen, die so regelmäßig und so schön mit und neben einander gehen, und betete: „Sei mir gut, lieber Vater im Himmel!“ Dann ging er hinein hinter das säuselnde Nebenlaub.

3.

Die Luft zitterte in der Mittagssonne, und der Fluß, den nur Bergquellen bilden und nähren, war lau und lud zum Bade ein. Johannes fischte, wo das Wasser über eckige Steine gegen Faszinen riß und fünfzig Schritte weiter unten im Schatten einer Erlenbucht fast ganz ruhte. Der nackte Fischer verschwand unter dem Rasen näher der Bucht. Eine Hand mit einem Fische, den sie in den Riemen hielt, streckte sich bald empor, der blonde Kopf tauchte auf, der Knabe pruhstete, bog den Kopf rechts und links, daß das Wasser auslief, und lächelte, als er den Fisch in der Sonne blinken sah. Jetzt streckte er sich hoch, Auge und Ohr, die ganze Gestalt horchten nach dem Erlengebüsche hin. Es kicherte, es schrie kurz und ängstlich, wie Kinder, wenn sie die tiefere und tiefere Welle berührt. Dann lachte und plätscherte es. Mädchen badeten in der Bucht. Johannes hörte einen lauten Schrei, dem ein dumpfer, dann Hülfsgeschrei von drei oder vier Stimmen folgten; in schnellen Ruckstößen schwamm er in die Bucht. „Minchen! da! da!“ konnten die Mädchen rufen. Ein, zwei Blicke in das Wasser und über den Grund hin und Johannes tauchte unter, faßte Minchen bei den langen blonden Haaren, zog es fünf Gänge weit nach dem linken Ufer, wo er auf niederem, steinigtem Grunde stehen konnte, ohne daß ihm das Wasser über die Brust reichte, und bald war er auf dem Ufer, legte das Mädchen in das Gras des Raines, hielt ihm den Kopf nach der rechten und der linken Seite, rieb ihm Brust und Leib mit den Händen, und sprang, als es die Augen aufschlug, roth, wie einst das verführende Glas am Rohre seines Oheims, in die Fluth, in die Kleider, sagte einem Tagelöhner, der auf der Wiese am Schlosse Heu wandte, was geschehen war, und ging nach Hause.

Noch hing ihm Röthe, aber wie ein Gewittermorgen, um Wangen und Stirn; sein Auge funkelte; es hatte nicht den ruhigen, denkenden Strahl; aber die gute Gewohnheit half. Johannes sah auf die Uhr und sprach: „Es ist bald Zeit! Mutter, ich will auf das Wehrwieschen gehen und häufeln! Nein, Mutter,“ fuhr er fort,

als sie ihm sein Butterbrot auf den Tisch legte, „ich habe keinen Hunger, hebe es mir auf! (lasse es, bis ich wieder komme!)“ Es mußte Etwas geschehen sein, und ein Blick der Mutter, wie schwüle Ahnung, folgte dem Kinde.

Zwei Stunden später begegneten einander der Vater und sein Sohn an der Thüre ihres Hauses, beide ernst, beide wie Männer. Erst im Zimmer sagte der alte Soldat: „Der Kammerrath will Dich in's Schloß; gehe sogleich!“ Johannes Auge wurde zornig und düster; aber er ging, nicht in die Zimmer der Kammerräthin und ihrer Kinder, sondern in die „Gerichtsstube“, wo er den Kammerrath zu finden hoffte. Sie war verschlossen, die Familie im Besuchsfälchen beisammen. Der Sohn des Kammerrathes, wohl an vier Jahre älter als der Hirte, erröthete tief, bald blutete ihm die Nase heftig und er entfernte sich. Die Räthin küßte den kleinen Soldaten, was er nicht gern, kaum, litt, und reichte ihm zwei neue Kronenthaler, die er zurückwies. Es wetterte in seinem Gesicht und er sprach: „Mein Vater und meine Mutter haben Geld!“ Die Räthin glich fast dem Knaben, so erröthete sie. Der Kammerrath sprach: „Aber von mir? nicht wahr, Johannes? und Minchen giebt Dir auch eine Hand!“ — „Ja, Herr Kammerrath,“ antwortete Johannes und erblaßte, als er Minchen's Hand in der seinigen fühlte. Er hatte an den Garten gedacht. Wein und Kuchen nahm er nicht an und ging. Er haßte die Räthin; denn er hatte sie über ihren „Mann“ lächeln sehen und Böses sagen hören. Das Gefühl hatte er von seiner Mutter, die schwer, bis zur zerstörenden Verzweiflung, litt, und dennoch schwieg, beglückte und liebte.

4.

Zu dem Garten auf den dünnen Nisten des großen Frankenäpfelbaumes, auf der Wetterfahne und dem Kuppeldache des Glashüttenglockenthürmchens und auf dem Hahne des Spitzthurms der Kirche war eine große Versammlung von Eltern und Kindern, die mit einander lebhaft von

einem Zuge nach Aegyptenland sprachen: die Schwalben flogen in den andern Frühling und Sommer, und Johannes war noch nicht wieder in das Schloß gegangen. Die Nummer mit der goldenen Brust war arm von den Hecken der Felder vor die Scheunen gekommen; der Kolkrabe schritt im Schnee vor den Häusern hin und suchte seine Nahrung; Johannes hatte die Aster- und Jungfernschwärme gefüttert, der Herr Jesus den Kindern gebackne Hasen, wälsche und Haselnüsse bescheert, und Johannes war nicht in's Schloß gegangen.

In dem Zimmer des alten Soldaten flackerte der Buchenspahn auf dem dreiarmligen Leuchter; den Aposteln am Ofen glühten die Gesichter dunkelroth, auf den Eichenbohlenbänken nach dem Ofen und den Straßensfenstern saßen sieben eichenhohe und starke Männer, die Kameraden des Hausbesizers. Das Bobbelchen mit Hefen- und Kornbranntwein ging von Hand zu Hand und von Mund zu Mund, und die Männer griffen zu den Kuchen auf dem Tische oder rauchten ihre Schwanenhälse oder irdnen Stümpfchen, die am Mundstücke mit Zwirn unwickelt waren. „Es war in Flandern; Ihr Brüder wißt,“ hob der alte Soldat an, „wir stürmten. Der General hatte vorher ausgehen lassen: Wer zuerst über dem Graben wäre, der sollte den Orden haben! Ich war da — Herr Gott! ich trage den Orden! Wir hatten die Festung; es war große Parade! der General steckte dem Fähnrich von Dol den Orden an die Brust!“ Der Alte biß sich in die Lippe. — „Es war ein lustiger Mensch, fast noch ein Junge, der Fähnrich!“ sagte Konrad, „aber ein adeliger Herr!“ — „Nun, wer von uns bekam einen Orden?“ sprach Philipp, „der alte Karjes (Gucharius) in Dettersmich tritt die Bälge in der Kirche, und hat eine Fahne erobert und dreizehn Wunden — und da sind wir Alle — Zürg war mit in Amerika — Jeder hat ein Stück Fleisch und ein Rännchen Blut weniger — was haben wir? Verdammt sei die Ungerechtigkeit! Der Franzos bezahlt doch noch, und die Kerlchen flinkern und flunkern, wenn man sie sieht, von Gold und Silber und Orden!“ — „Nun,“ sagte Lof (Adolph), „wir haben unsre Kinder und unser ehrlich Stück Brot, so lange der liebe Gott

will! Wir wollen noch Einen trinken!“ — „Ja,“ sprach der Frohnenaufseher und hielt mit Mühe an sich, „stopft die Pfeifen! Da ist Tabak, und Schnaps hat Gott bescheert! — Aber, Junge,“ sprach Diez zu seinem Sohne, „was machst Du da? trink' ein Schlückchen und lege Dich!“ — „Ich puze die Flinte für morgen; der alte Oberförster hat zur Jagd geladen; hast Du noch Kugeln, Vater? ich mag noch nicht schlafen!“ antwortete der junge Jäger. — „Wie Du willst, Johannes, da trink' und isß noch ein Stück Kuchen!“ fuhr der Alte fort, und Johannes trank, aß aber nicht. Er lud seine Flinte, setzte sich zu den Bauern und rauchte eine Pfeife mit ihnen.

5.

Fremde, Flüchtlinge zogen weither in das Dorf und in den zweiten Stock des Hauses, in dem Johannes wohnte. Ein großes Unglück, Verlust an Gütern und Schätzen, hatte sie in das Wald-dorf geführt. Sie brachten noch Gold- und Silbergeschirre, und außerdem feine Sitten, Künste und Wissenschaften mit. —

Johannes kannte, scheute und haßte den Choralgesang der Bauern in dem rauhen Gebrülle der Männer und der schrillenden Fistel der Weiber. Jetzt schlugen zum Geslüster einer Guitarre die weichen Wellen einer gebildeten Mädchenstimme seine Brust; die Südfranzosen sangen ihre lieblichen, feurigen, sehnächtigen Lieder mitten im deutschen Walde.

Der alte Soldat, ein wohlhabender Mann, und der Vater der fremden Familie wurden Freunde, die einander halfen, jener mit Geld und Gut für die Unvorbereiteten, Unvorgesehenen, dieser mit dem Reichthume seiner Bildung und Kenntnisse, seiner Erfahrungen und Liebe zu den Menschen. Vater und Mutter Rancé sprachen das Deutsche rein und schön, die Kinder lebten und lernten mit denen des Kammerrathes und Johannes sich traulich unterhalten, und nach einem halben Jahre wurde Johannes Mignet's begeisterter Freund, und er las seine Geschichte im eigentlichen Sinne Tag und Nacht. Ein halbes Jahr später kam

Voltaire hinzu; die französische Geschichte in ihrer wirklichen und dichterischen Größe wirkten zusammen. Mit den großen Töden nahte leis und verrätherisch ein finstres Schicksal.

Der Vater der Flüchtlinge, der Johannes, die Kinder des Kammerrathes und seine eignen die Erde, was sie hervorbringt, wie es der Mensch benutz, wie er dadurch glücklicher und besser, Bürger, wird, in der Zeit und in der Ewigkeit lebt oder, wenn er will, leben kann — kennen, der die Geschichte und Geographie lehrte, hatte seine Freude an Johannes, und wenigstens hehlten es seine Blicke nicht. Die Windrose menschlicher Thätigkeit, was man die Bestimmung nennt, hat in die sechszig Strahlen, und es ist nie gelungen, den südlichen Strahl nördlich sein zu lassen. Die Kinder des Kammerrathes fühlten wenig, die Einbildungskraft hatte nur Höhe und Kälte, aber keinen Himmel und keine Erde, nur Umgang, nicht Zusammenhang, mit Höheren und Mächtigeren, nur Hinsicht, keine Liebe, hatte, was man Geist nennt, aber kein Herz für Alles, was Volk heißt. Der Hochmuth der Stellung, der Macht, des Vermögens, flog in die Wolken, thronte da und herrschte herab; aber das Reich war nicht weiter als die Luft über einem halben Duzend Dörfer. So wurde die Eifersucht auf einen Menschen geringeren Standes sogleich Haß und thätige Feindschaft. Darüber dachten nach einigen Jahren der alte Soldat und sein Sohn vollkommen gleich, weil sie es erfuhren, litten. Und diese Menschen, Soldaten in der That oder der Gesinnung und beides zugleich, lehrten, geboten einander, der Vater in dem Worte: „Du sollst kein Unrecht thun, aber Dir auch keines gefallen lassen! Die Ehre, die Achtung vor Dir selbst, für das, was Du thust, wie Du es thust und wie Du beharrst, ist Dein höchstes Gut, das Du gegen Jedermann, und wäre ich es selbst, mit Leib und Leben erhalten wirst!“ das Johannes mit seiner Flinte gegen den Vater selbst, trotz der feurigsten Liebe zu ihm, zur That machte.

Der Flüchtling dachte Alles und in Allem, was er that und ehe er es that, und that es für das Nächste, weil dadurch, wenn Jeder so handelt, das größere Ganze — das ganze Leben ist ja nur eine Taschenuhrfeder, die man springen

läßt, keine Concentren — glücklich wird und gesund bleibt. Sobald er das Dorf kannte und die Gegend in dem, was sie erzeugte und erzeugen konnte, wenn man sie lehren wollte, und durch Wege und Straßen Verdienst sicherte, unterwies er in der Naturgeschichte. Nun wurde Gott Johannes lieb, weil er ihn achtete und verehrte; so das Buch der Ergebnisse, die Bibel. Er liebte die Menschen und alle Menschen. Hochmuth, Gott in der Natur gegenüber, war ihm ekelhaft, schwächlich und läppiſch. Johannes Jugend erkennt man leicht, da es in ihm, wie er abgerissen und verbunden war, eine Kindheit eben so wenig als Eitelkeit oder Hochmuth geben konnte, die ja nicht wissen, wie viel man noch nicht weiß. Aber Selbstgefühl gab es so gewiß als Sehnsucht nach mehr Erkenntniß und Thätigkeit. Wie wirkte eine gute Handlung eines stellungsgroßen Menschen auf einen Jüngling, der in so engem Kreise so klar, so mit Menschengesühl, so reich und so arm sah? und in der Spannung des Vergleiches, der Begeisterung und der Demüthigungen?

6.

Einige Stunden von dem Dorfe unsers Johannes sprudeln Stahl- und Salzquellen Gesundheit und verjüngtes Leben. In den Schlößchen, Schlössern und Palästen, unter den Eichen und Buchen, die ganze Compagnien bergen, trank, spielte, schlief, träumte, koste die reiche Phantasie des Geldes, der Größe, der Hoffnung auf Gesundheit und der Genesung. Jährlich kam der Kronprinz August dahin, ein Fürst, ein König der Kunst und ihres reinen Geschmacks, Herz und Phantasie, selbst phantastisch für Wohlthätigkeit und unermülich für die Kenntniß der Menschen. Aus seinem und dem Nachbarlande wallfahrten das Unglück und das Elend und der böse Zufall zu ihm. Und dort brüllte die Kuh, die siebenzig Gulden kostete, im Stalle der Wittve mit sieben Kindern, die erst vorgestern um ihre gefallene Ernährerin weinten; da war ein Häuschen frisch beworfen und die Kinder lachten hinter den Scheiben zwischen dem grünen Fenster-

kreuze; dort war der Arzt des Prinzen mit Arznei und Geld, da der Kammerherr oder Oberhofmarschall mit belebenden Thälern in die Häuser der fleißigen Armuth gekommen; und alle Welt in der Gegend sagte, daß der Kronprinz in vierzehn Tagen, um Menschen glücklich zu machen, siebentausend ausgegeben hatte.

Johannes war sechszehn Jahre alt, ernst, innerlich, innig, Beobachter, Denker, Mitgefühl und Dichter. Wer fühlte nicht das Triolet? wem feuchtete es nicht das Auge? Es ist Leben und Leben, die sich trennen müssen und nicht trennen wollen, dreimal einander mit denselben Liebesnamen umarmen, ehe sie im stummen Schmerze scheiden. So umgekehrt das Wiederfinden, wo ja die Freude Schmerz ist. Johannes dichtete dem Prinzen August drei Triolette. Die Kuh, die der Prinz kaufte, brüllte; Mutter und Kinder gehen dreimal in den Stall; sie streicheln sie und gehen mit freudehellen Augen. So einfach, aber auch so Beobachtung, so Gefühl wie dieses Gedicht, waren die anderen.

Der Sonntagshimmel schaute so hell, so blau, so innig wie ein deutsches Mädchenauge aus. Der Alte steckte seinem Liebling drei Gulden in die rechte Tasche der Weste, die Mutter einen in die linke, Johannes warf den Büchsenranzen und den Stuzer über den grünen Frack, und ging um vier Uhr die drei Stunden nach dem Gesundbrunnen hin. Seinen Stuzer noch auf der Achsel, traf er auf den Fürsten, der mit einigen Hofleuten unter den Linden des Bades lustwandelte, und übergab ihm den Brief mit den Gedichten. Der junge Jäger gefiel; der Prinz las, blickte auf den jungen Mann und las dann wieder, schüttelte dem Dichter die Hand und sprach: „Ich bitte, bleiben Sie heute hier! Sie speisen an der Wirthstafel.“ — Johannes bejahte. — „Ich werde Sie wiedersehen; indessen“ — sprach er und winkte herzlich mit der Hand — „Lebewohl!“ Der Oberhofmarschall ging mit dem Jäger wohl eine Stunde unter den Bäumen auf und nieder, und wußte bald, wie Manches und wie Lebendiges der junge Mann verstand, wie er handelte und wandelte, bis auf den straffen, freien Sinn, als Johannes erklärte, daß er jetzt eine Flasche

Wein trinken und frühstücken wollte, wozu er seinen neuen Bekannten einlud. Dieser lehnte es wegen seines Dienstes ab; doch die Bekanntschaft war Freundschaft geworden.

Auf einem Gange nach den Waldpfaden jenseits der Quellen begegnete der Jäger dem Sohne des Kammerrathes, der seit einem Vierteljahre auf der Hochschule lebte, in den Sommerfeiertagen die Eltern besuchte und jetzt mit zwei Studenten nach dem Bade ritt. Johannes grüßte mit Achtung, der Student erwiderte mit einem leichten Nicken und herabdrückenden Lächeln. Es galt der verschiedenen Stellung; doch der Jäger achtete seine eigne einfache, gesegnete Thätigkeit.

An der Mittagstafel saß Johannes einigen Kaufleuten, die durch Obsthandel reich geworden waren, und den Studenten gegenüber. Mit Jenen hatte er selbst schon gehandelt. Ein Potaschenhändler an seiner Seite sprach: „Wie konnte ich? Er hatte schon zwei halbe Schoppen Kartoffelbranntwein getrunken, trotz der Frühglocke acht; Gott verdamme den Brauntwein, so sehr ich auch sonst den Mann achte!“ — „Wie ist es damit in den Ebenen, Herr Diez?“ fragte ein Obsthändler, „Sie waren jüngst dort!“ — „Besser!“ antwortete Johannes, „die Leute trinken Aepfelwein, und der macht fröhlich und gesund! Aber die Regierung befahl, Bäume zu pflanzen!“ — „Sie meinen?“ — „Wir haben hier,“ antwortete Johannes, „Maine, Struthen (abgeholzte Vorwald-Strecken) und alte Kirchhöfe, die man benutzen könnte; aber die Herren müßten den Bauer zwingen, länger und glücklicher zu leben!“ — „Eine kühne — Beobachtung!“ sprach der Sohn des Kammerrathes kalt. — „Was wir nicht wüßten, junger Herr,“ sprachen die zwei Kaufleute fast zu gleicher Zeit, „ohne Zweifel hat Ihr Herr Vater diese Erfahrung schon oft gemacht!“ — „Das ich nicht wüßte!“ antwortete der Student stolz und kurz, trank rasch, bestellte besseren Wein, und unterhielt sich von nun an nur mit seinen beiden Freunden. Johannes hielt ihn kalt im Auge. —

Es klopfte ihm sanft auf die Achsel; der Prinz stand an der Tafel und sprach: „Meine Herren Kaufleute, ich bitte um ein Glas Wein!“

Wir trinken die Gesundheit des jungen Dichters Diez! Ich danke ihm einen schönen Morgen! Er liebt seine Mitmenschen! Ich werde ihm heute eine Tänzerin wählen! Sie bleiben doch hier, Herr Jägersmann?" — Johannes verbeugte sich, aber wie das Morgenroth auf der Haide, so war der Jäger mit den braunen Wangen, wie die Schneegebirge an lehmiger Halde, wenn es thaut und der Regen stößt, sein Gegenüber. Der Fürst winkte noch einmal mit der Hand und ging. „Auch wir gehen bald! Sie begleiten uns, Herr Diez!" sprachen die Kaufleute. „Bleiben wir bis zum Valle beisammen! schauen wir dem Spiele zu!" — „Ich thue es nicht gern; ist es doch, als steckte man sich gern in Gewissensangst; indessen, Ihnen zu Gefallen!" sagte Johannes. Nach ein paar Gängen unter den Bäumen traten sie in den Saal, wo die Studenten schon am Tische standen, spielten und dabei schwere Weine tranken. Die Aufmerksamkeit der Kaufleute wandte sich von Johannes zu dem Spiele und den Spielenden. Die Studenten verloren all ihr Geld, der Credit des Wirthes half mehrere Mal. Erst wohl nach einer Stunde rief sie die Musik in den Tanzsaal, wo sie der Blick des Fürsten, der sie beobachtet hatte, kalt und tadelnd traf. Er ließ Johannes ein Glas Mandelmilch reichen, und wählte ihm ein Edelfräulein zur Tänzerin. Jedes Auge richtete sich auf den jungen Mann; die Studenten verließen den Saal. Der Prinz unterhielt sich noch an eine Viertelstunde mit den Kaufleuten, erkundigte sich über Johannes Eltern und verließ die Gesellschaft. Selbst die Auszeichnung erregte in dem Hirten kein Gefühl der Eitelkeit; das Geräusch bedrückte und drängte ihn in's Freie.

Nur an dem Saalbaue gaben Lampen ein spärliches Licht; unter den Bäumen der mittleren Allee lustwandelte, plauderte und lachte es in einander. Johannes ging am Baue hinauf und traf kurz vor einem Haufen Landleute auf die Studenten. In demselben Augenblicke empfand er es wie einen Schnitt quer über das Gesicht, und hörte kaum den Ruf: „Etwas für die Herren!" Der Sohn des Kammerrathes stand vor ihm und hielt die Reitpeitsche zum zweiten Hiebe gehoben. Ruhig stand der Jäger gegenüber und

sprach: „Sie sind verloren, so wahr mir Gott helfe!" Die Landleute, die die Stimme ihres Freundes erkannten, trennten die Streitenden. „Kommt mit mir, Ihr Brüder!" sprach Johannes, „ich will Ranzen und Flinte holen und nach Hause gehen!"

Er sah auf die Pfanne, befühlte den Stein, und verließ das Bad. Zwei Bauern seiner Heimath wollten mit ihm heim, und man legte den Weg in ein paar Stunden zurück. Die Eltern schliefen und Johannes ging still zu Bette.

7.

Um Mitternacht weckte der alte Soldat seinen Sohn. „Ich muß um zwei Uhr," sagte er, „nach der Saline," (der Frohndenausscher hatte den Verkauf der Salze in dem Amte), „sorge für den Kaffee! Mit dem Abend bin ich wieder daheim!" Als der Vater wieder schlief, eine halbe Stunde später, schlug Johann Licht und ging in die Küche. Um Zwei brachte er den Kaffee und rauchte seine Pfeife. „Lass' die Mutter schlafen!" sprach der Soldat, „doch weckest Du sie um Sechs, und gehest in das Schloß! Der Oberförster will Dich zur Jagd! Adieu!" Der Vater küßte sein Kind und ging mit den Wägen. Johannes blieb munter, rauchte vier Pfeifen hintereinander und trug der Mutter den Kaffee an das Bett. Um sechs Uhr war er in dem Schlosse. Die Schützen klangen schon jenseits des Flusses an den Jähen in den Wald. „Gehe mit in's Treiben!" sagte der alte Oberförster, „ein guter Schütze thut noth, wenn das Wild zurückgeht!"

Die Schützen standen vor einem Stangergehölze, mitten auf lichterer Stelle ein halbes Duzend uralter Eichen. Da standen Johannes und der Sohn des Kammerrathes einander auf fünfzig Schritte gegenüber und Johannes rief: „Wahren Sie sich, Herr!" und der Stutz lag an der Wange, die Doppelflinte an der des Gegners. Ein Schuß krachte; der Schütze Johannes fehlte nicht; ein zweiter Schuß ging aus der Doppelflinte des Gegners in die Luft; der Student

stürzte, sprang auf, und stürzte wieder. Es fiel ein dritter Schuß. Die Treiber sammelten sich um die beiden Schützen. Der Sohn des Kammerathes wälzte sich im Grase; der Tod rang mit ihm. Aber Johannes lag bleicher und bleicher im Grase und Frieden war in seinem Gesichte. Neben ihm lagen sein Stutzer und ein Pistol. Er war todt. Alle Schützen versammelten sich um die Feinde. In Johannes linker Westentasche steckte ein Brief. Er schrieb: „Ich wurde von dem Sohne des Kammerathes in das Gesicht geschlagen und fränkte ihn nie! Ich gab mir Mühe, fromm und gut zu sein und allen Menschen zu nützen und meinen Eltern Freude zu machen. Ich wurde mißhandelt und beschimpft, und that recht, wie ich bei Gott geschworen hatte.“

Der Todte und der Verwundete wurden nach Hause getragen. Johannes alte Mutter stürzte über ihr einziges Kind zusammen, und als sie wieder zu sich kam, blieb sie still und ohne Thränen. Sie dachte wie ihr Kind, aber sie war eine christliche Frau. Der alte Soldat schrie nur einmal entsetzt auf: „Herr Gott!“ — Niemand beobachtete ihn. Er schrieb. Gegen neun Uhr des Abends fiel ein Schuß neben dem Stroh, auf dem Johannes ruhte. Der Alte lag bei seinem Kinde und hatte sich wie dieses durch das Herz geschossen. „Johannes hatte recht!“ schrieb er in dem Briefe, der auf der schwarzen Tafel der Secretaircommode lag, „er war gut, aber er wäre nie emporgekommen. Es ging ihm wie mir! Ich will zu meinem Kinde!“

Vater und Sohn kamen in Ein Grab. Sterbend hatte der Sohn des Kammerathes, wie die Bauern, die ihn und Johannes trennten, ausgesagt. Der Kronprinz erhielt seinem jungen Dichter ein treues schmerzliches Andenken und setzte der Mutter einen Jahresgehalt von zweihundert Gulden aus. Aber ein halbes Jahr später ruhten Vater, Sohn und Mutter nebeneinander.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Wien im August.

Auriculas asini Midas rex habet —
Auriculas asini qui non habet? —

Auf des wackern E. A. Frankel's und Gustav Barth's Veranlassung hatte am Tage der Enthüllung des Beethoven-Standbildes zu Bonn, in Währing bei Wien — wo Beethoven begraben liegt — die G-Messe desselben feierlichst aufgeführt werden sollen.

Die Herren Barth, Meyseher, Merk, Drechsler u. A. m. hatten ihre Beihülfe zugesagt, und der Pfarrer des Ortes hatte mehrere seiner Collegen zur Assistenz eingeladen. Darauf nun sollte das Grab noch einmal geweiht, das ex profundis angestimmt, und vom Männergesangsvereine eine von Barth componirte Cantate — Text von Rupertus — gesungen, ein von E. A. Frankel vortrefflich abgefaßtes Gedicht von Anschütz gesprochen, und im Gartenhause unserer hochgeschätzten Frau von Hasselt-Barth Beethoven's „Septuor“ und die „Adelaide“ aufgeführt werden; aber dies Alles unterblieb — weil der Weihbischof in Abwesenheit des Erzbischofs die Messe untersagte, und zwar aus dem Motive, daß es nicht üblich sei, an Werktagen auf dem Lande feierliche Messen aufzuführen. Hierbei muß ich bemerken, daß gerade am 11. August in Währing der Kirchtag gefeiert wurde, wo beäunntlich das Volk nichts weniger als in einer feierlichen Messe, vielmehr auf Tanzböden und in Kneipen sich erlustigt.

Beethoven ist, trotz dem er zwei Messen geschrieben hat, wahrscheinlich der Klerisei zu profan, und man sollte glauben, daß ein Pfarrer mit seinen nachbarlichen Collegen auch wissen dürfte, was erlaubt und nicht erlaubt ist.

Als einen anderen Beitrag, wie sehr die Pfarrer sich erheben, aber Gottlob überall die heftigsten Reaktionen hervorrufen, theile ich Ihnen mit, daß der ehemalige Professor Feindt den Juristen in Graz gepredigt hat: „Stoße den Dolch in die Brust des Kaisers, stoße den Dolch in die Brust Deines Vaters, so kann Dir verziehen werden; aber nie kann ein Vergehen gegen die Kirche vergeben werden.“ — Eine recht gemüthliche Lehre. —

In einem Dorfe bei Hartberg — in Steiermark — gab es Aufrund und Tumult, weil der Pfarrer, nicht zufrieden mit der vorgeschriebenen Generalbeichte einer Braut, eine zweite Generalbeichte forderte und das Mädchen bis nach 9 Uhr Abends, am Tage der Hochzeit, im Beichtstuhl behielt, was den Anlaß gab, daß die Bursche den Beichtstuhl umtanzten und in der Kirche Ungebühr verübten.

In Untersteier will die Bruderschaft des, leider vom Kaiser Franz dem Bischof Zengerle ohne Berathung der Stellen zugestandenen dritten Franziscaner-Ordens keine andere geistliche Obrigkeit, als ihren Vorsteher erkennen und sich ganz wie die neuen Katholiken emancipiren. Endlich hat Bischof Zengerle auf eigene Faust einen Obersteierer wegen Ehefachen excommunicirt; das rüstige Gubernium verklagte denselben deshalb bei der Hofstelle, aber der Bischof erhielt nicht einmal einen Verweis, und es kam bloß der freilich nur sehr einfache Bescheid: „der Herr Bischof irre sich“; und ich, mein sehr schätzbarer Herr, glaube, die im Ganzen sehr milde österreichische Regierung wird es sich so selbst zuschreiben haben, wenn in Steiermark zuerst religiöse Regungen um sich greifen.

Mit Vergnügen widerspreche ich indessen der in Ihrem Blatte Nr. 78 mitgetheilten Notiz, nämlich: „daß die Jesuiten als zur Bewerbung um jede Schulstelle in Oestreich für befähigt angesehen werden sollen, hiermit feierlichst. — Es ist wahr, daß ein ganz ähnlicher Antrag gestellt worden ist, aber kein Mensch glaubt, daß er durchgehen werde, und ich bin privatim der Meinung, daß so tüchtige, geistesgesunde und ehren-

würthe Männer, als die Minister Kollovrat, Pillersdorf und Kübel, dem Dinge nie zuviel Raum gönnen werden. Es ist wahr, wir haben Jesuiten in Inspruck, Sing und Wien — Bigorianer — aber von einem gefährlichen Einfluß auf die gebiegene Menge des Volkes ist keine Rede zur Zeit.

Ich könnte Ihnen und Ihren Lesern und Leserinnen hunderterlei Pfaffengeschichten mittheilen, indessen Del will ich nicht in's Feuer gießen; wir Protestanten haben schon Kerger an den Pietistereien in meinem lieben Vaterlande Preußen genug, und ehrlich muß ich es Ihnen gestehen, daß der orthodoxe Kapuziner und Franziscaner mir noch zehnmal lieber ist, als solche verknöcherte Götzendiener und Baalspfaffen, wie wir deren genug an der Spitze unserer protestantischen Heerde sehen. Diese Leute schimpfen über Papst und Rom, aber Gott bewahre die Welt dafür, daß Einer von ihnen auf Petri Stuhl zu sitzen käme; ich bin überzeugt, daß jeder derselben einen ganzen Sack voll kleiner Alexander und junger Gregore im Herzen trägt.

Der Himmel segne Ihr schönes Dresden, Sie und all' Ihre Leser und schönen Leserinnen! —

Hans von Beeren.

Literatur und Kunst.

Musik.

Andeutungen zur Geschichte der Oper, von ***. Marienwerder, Baumann. 1845.

Es war unstreitig ein ganz zweckmäßiges Unternehmen, in einem Journale (das Heftchen ist ein Abdruck aus dem „Archiv für vaterländische Interessen“), das der Natur der Sache nach leichter größeren Kreisen zugänglich wird, als ein Buch, eine geschichtliche Uebersicht der Entstehung und Fortbildung der Oper zu geben, um von dem historischen Standpunkte aus ein Begreifen ihres jetzigen Zustandes möglich zu machen; zweckgemäß darum, weil das Interesse des Publikums vorzugsweise fast überall der Oper sich zuwendet. Natürlich waren in einem solchen Aufsatze nicht neue Resultate gelehrter Forschungen zu erwarten, sondern nur eine angemessene Verarbeitung des vorliegenden Materials, wie es neuerdings z. B. G. W. Fink in seinem interessanten Buche: „Wesen und Geschichte der Oper“, sehr gut und übersichtlich zusammengestellt hat; und

dieses Werk scheint, neben Artega und einzelnen Aufsätzen in musikalischen Zeitschriften, auch der ungenannte Verf. vorzugsweise benützt zu haben. Die Kritik kann und darf an „Andeutungen“ allerdings hohe Anforderungen nicht stellen, aber sie kann und darf vom Verf. fordern, daß er neben einer klaren Uebersicht des zu behandelnden Gegenstandes richtiges, künstlerisch gebildetes Urtheil und einen geläuterten Geschmack besitze, kann das um so strenger fordern, je sicherer und bestimmter im Urtheil der Verf. auftritt. Daß nun aber der Verf. dieser „Andeutungen“ die beiden letztgenannten Eigenschaften nicht besitze, wird sich jedem Unbefangenen leicht ergeben, wenn wir zwei seiner Aeußerungen hier anführen, die ihn genügend charakterisiren: die eine betrifft Donizetti, von dem er (S. 29) behauptet, daß er „nicht dramatisch zu schreiben verstehe“, ohne sich indeß über den Begriff des Dramatischen zu erklären. Wir gehören nicht eben zu den Liebhabern Donizetti's, aber! Die andere betrifft Weigl's Schweizerfamilie, die der Verf. eine „geschmacklose, süßlich pinselnde Composition“ nennt (S. 22). Diese beiden Proben werden genügen; es wäre schlimm, wenn

der Verf. seiner Umgebung ein musikalisches Orakel wäre. Daß übrigens nicht jeder Journalartikel, der für seine nächsten Kreise vielleicht genügen mag, zum besonderen Abdruck für das größere Publikum sich eigne, ist uns wieder einmal hier recht klar geworden.

Jenny Lind, die schwedische Nachtigall. Hamburg, Berendsohn. 1845.

Diese sogenannte „biographische Skizze“ ist nichts weiter als eine ganz gewöhnliche Buchhändler-speculation. Wir entsinnen uns eines Lebensabrisses der Künstlerin, den wir in irgend einem Journale gelesen haben; dieser ist hier, mit einer Einleitung und einer Lobhudelsauce versehen, die sich übrigens durch einigen gelinden Tadel das Ansehen der Unparteilichkeit zu geben sucht, wieder abgedruckt; selbst die jenem Artikel schon nachgewiesenen Unrichtigkeiten, bis auf eine in einer Anmerkung wenigstens berührte, fehlen nicht. Wozu also das? Um von der Leichtgläubigkeit und dem augenblicklichen Interesse des Publikums baaren Vortheil zu ziehen — und das ist hier redlich geschehen. Der Preis ($\frac{1}{2}$ Thlr. für einen in Umschlag gehefteten, mit einem sehr mangelhaft ausgeführten Portrait der Sängerin begleiteten Druckbogen) beweist das schlagend genug. Es ist wirklich gut, daß der Verf. sich nicht genannt hat; vielleicht fühlte er, daß solchen Producten seinen Namen vorzusetzen wenig Ehre bringen könne!

Briefe an Marie über die musikalische Nachahmung Ein Versuch von F. A. Gotthold. Königsberg, Gräfe und Unzer. 1845.

Unter der zahllosen Menge von Dilettanten, die heut zu Tage mit Musik sich beschäftigen, und namentlich unter der großen Anzahl Derer, welche activ oder receptiv den Singakademien und ähnlichen Vereinen angehören, ist immer noch ein tüchtiger Stamm, der nicht bloß der Mode wegen, sondern aus höherem Interesse Antheil an den ernsteren Productionen der Kunst nimmt. Den Meisten von diesen fehlt es gemeinhin an Zeit und Gelegenheit (hat ihnen vielleicht stets daran gefehlt), sich eine befriedigende und klare Einsicht in das Wesen und den Bau der Tonstücke zu verschaffen, zu deren Ausführung oder Anhörung sie berufen sind, und die Dirigenten jener Vereine, welche in dieser Hinsicht wohlthätig zu wirken vermöchten, benutzen selten nur die ihnen dazu etwa sich darbietende Gelegenheit, was denn freilich auch leicht mit den Verhältnissen sich entschuldigen, ja häufig rechtfertigen läßt. Nun aber befrägt es die Erfahrung überall, daß wir an jeder Sache ein um so größeres und lebhafteres Interesse nehmen, je bekannter und vertrauter sie ihrem inneren Wesen nach uns geworden, je weniger sie auf eine rein äußerliche Anschauung für uns beschränkt geblieben ist. Dies aber bewahrheitet sich vor Allem auch in der Tonkunst, und namentlich in dem höheren Gebiete der-

selben, der Tonsehkunst im Allgemeinen und den contrapunktischen Künsten — nicht bloß Kunstleien, wie der Unkundige sie so gern bezeichnet — deren allgemeinere Kenntniß wenigstens zur Erhöhung des Genusses, welchen vorzugsweise die Compositionen im Kirchenstil, Dratorien, Messen, Hymnen u. s. w. (und Derartiges bildet ja doch überall den Kern der größeren Vereinsproductionen) gewähren, ungemein viel beizutragen vermag. So wenig also in diesen Blättern der Ort zu Besprechung wissenschaftlicher Werke dieses Faches sein kann, so angenehm dürfte es den Lesern sein, auf derartige literarische Productionen, sofern sie für den Dilettanten von Interesse sind und sein können, aufmerksam gemacht zu werden. Und diesen hier allein zu berücksichtigenden Zweck verfolgt das vorangezeigte Büchlein, indem es über die musikalische Nachahmung, den Canon und die Fuge, ihrem Wesen und ihrer technischen Structur nach mit der hier nöthigen Beschränkung, doch mit Klarheit und Anschaulichkeit praktisch sich verbreitet. Was dem Dilettanten hierüber zu wissen nöthig, giebt der Verf., selbst nicht Mann vom Fache, in einer Weise, die nach Verhältnissen auch wohl eine Anregung zu weiterem Studium gewähren kann. Einen wissenschaftlichen Maßstab dürfen wir nicht anlegen; daß Einzelnes mangelt, z. B. die Berücksichtigung der Moltonleiter u. dergl. mehr, kann nicht befremden; daß mehre von den Imitationsbeispielen holperig sind, dürfen wir dem Verf. so hoch nicht anrechnen (das kommt selbst bei Musikern vom Fache leider nicht selten vor!); bei der Zergliederung des beigefügten zweistimmigen contrapunktischen Satzes von Orlando di Lasso documentirt der Verf. eine achtungswerthe Kenntniß des Stoffes, und die Darstellung ist lebendig und anregend. Möge das Büchlein in recht vieler Dilettanten Hände kommen: es wird Nutzen stiften.

Kleine theoretisch-praktische Tonschule von J. G. Girbert. Weimar, Voigt. 1845.

Wir würden dieses Werk hier nicht anzeigen, wenn nicht seine Bestimmung gleichzeitig die wäre: „Dilettanten zum Selbstunterrichte zu dienen“, für welche Bestimmung es vermöge der Menge seiner Beispiele und namentlich des Reichthums seiner Übungsaufgaben, deren Erfindung sonst überall dem Lehrer überlassen zu werden pflegt, vorzugsweise sich eignet. es rechtfertigt sich dadurch der Beisatz „theoretisch-praktisch“ vollkommen; doch muß man hier ein höheres wissenschaftliches Element nicht suchen, Neues nicht erwarten (wie das auch der Verf. schon in der Vorrede bemerkt), sondern nur eine in langjähriger Praxis bewährt gefundene Zusammenstellung der Regeln des reinen Satzes, der Elementarcomposition, mit einigen flüchtigen Seitenblicken auf höhere Gebiete, die indeß zur Orientirung in diesen ausreichende Fingerzeige ge-

ben. Es ist ein gewisses Maas von Gründlichkeit auch in theoretischer Bildung jedem Dilettanten sehr nützlich, weil es den Genuß ungemein erhöht; dessen Erwerbung auch gar nicht so schwierig, als man mit Rücksicht auf die veraltete trockene Generalbasslehrmethode fürchtet — und was das vorangezeigte Werk enthält, sollte und könnte jeder Dilettant sich zu eigen machen, nicht um zu componiren — vor solcher Componistensündfluth behüte uns der Himmel! die Anfänge zu derselben sind ohnehin schon in bedrohlichem Maasse vorhanden — sondern um mit Verständniß auszuüben und zu genießen, den Geschmack zu veredeln, das Urtheil zu bilden, und dadurch den Genuß selbst zu erhöhen. Der Verf. behandelt vorzugsweise gerade die Reihe von Gegenständen, welche jedem Musiktreibenden nützlich, in einer ungekünstelten, planen und anschaulichen Weise; dabei gänzlich so, daß auf diesem Grunde der aus Neigung oder Beruf Weiterstrebende sich ohne Schwierigkeit zu den höheren Gebieten der Wissenschaft der Tonkunst erheben kann. Eins nur nimmt uns Wunder, nicht nur bei dem vorliegenden, sondern mehr oder minder bei allen in neuerer Zeit erschienenen Werken über die musikalische Theorie: das ist die Behandlung der Accorde mit ihrer großen und ermüdenden Weiterschweifigkeit, sofern dieselben nicht consequent auf den Grundbass zurückgeführt werden. Das Verdienst der consequenten Durchführung dieses Grundbasssystems, durch welches die gesammte Accordenlehre ungemein vereinfacht wird, gebührt bekanntlich J. B. Logier (denn das Vorhandensein eines Grundbasses kannte man schon seit einem Jahrhunderte an, nur zur Durchführung desselben war es nicht gekommen), und es ist eine wunderliche Erscheinung, daß dasselbe mit den erforderlichen, doch unbedeutenden Modificationen nicht tiefer in die Behandlung der Theorie eingebracht ist. So sehr man in blindem Enthusiasmus einst Logier's Leistungen überschätzte, so unbillig und ungerecht ist doch das gänzliche Ignoriren derselben. Bei unserm Verf. zeigt sich das schlagend in der Lehre von den Umkehrungen des Basses sowohl beim Dreiklange, als beim Septimen- und Nonenaccorde. Da muß er nun eine unendliche Masse von Regeln und Grundsätzen aufstellen, die dem Schüler bei steter Beziehung auf den Grundbass gänzlich erspart werden konnten, ohne deshalb die Klarheit des Gegenstandes zu beeinträchtigen — das Buch wäre dadurch ein Paar Bogen schwächer, dem Schüler aber bedeutende Zeit erspart worden! — Die abgehandelten Gegenstände sind: Ton und Tonleiter (diatonisch, chromatisch, enharmonisch — Dur und Moll), die Intervalle, die Accorde (in Dur- und Molldreiklang, Septimen-, Nonenaccord u. s. w. nebst den Vorhalten), Regeln über Consonanzen und Dissonanzen — ein sehr vager Begriff, der denn auch auf den Inhalt des Abschnittes nicht ohne Einfluß geblieben, in welchem die Lehre der verbotenen Fortschreitun-

gen mit den Dissonanzen, die Durchgangsnoten mit den Signaturen u. s. w. zusammengestellt worden; ferner der fünf- und mehrstimmige, der drei-, zwei- und einstimmige Satz — letzterer sehr stiefmütterlich, nicht etwa als Anleitung zu melodischer Erfindung im engeren Sinne, sondern nur als ausgeführte Accordbrechung behandelt und deshalb eigentlich in den folgenden Abschnitt: musikalische (sollte wohl eigentlich heißen: melodische) Verzierungen, gehörig; dann die Lehre von den Cadenzen, der Verwandtschaft der Tonarten und der Modulation, so wie die vom Rhythmus, Metrum und Periodenbau. Es folgt das Nöthigste über die Fuge, die alten Kirchentonarten und den Gesang, und endlich giebt ein Anhang eine kurze Beschreibung sämtlicher gebräuchlicher Instrumente, wo besonders die weitläufige Behandlung des Pianoforte und die zweckmäßige Anleitung zum Stimmen desselben vielen willkommen sein wird. Das ist's, was zunächst den Dilettanten als solchen interessiren und instructiv für ihn sein wird. Da der Verf. indeß zugleich den Zweck verfolgt, für Präparandenanstalten und Seminarien ein Lehrbuch zu geben, so ist für diese außer den oben angeführten Gegenständen noch der Abschnitt vom Generalbass (im engeren Sinne) und dem Generalbassspielen, die Abhandlung über verschiedene Bässe zu einer Melodie (wo das gegebene Beispiel allerdings, wie so manches andere in dem Werke, keineswegs als musterhaft bezeichnet werden kann), ferner die Lehre über Zwischenspiele und Vorspiele zu Chorälen, endlich die Anweisung, Choräle für Orchester zu setzen, beachtenswerth, und bemerken wir in Betreff der letzteren nur, daß die Beispiele nicht allemal schön sind, und die Behauptung, die Bassposaune stände um einen halben Ton höher, in ihrer Allgemeinheit jetzt, wo meistens schon die Krummbögen angewendet werden, nicht mehr wahr ist. — Das Buch ist praktisch durch und durch, und das ist sein wesentlicher Vorzug; aber es ist auch oberflächlich, das beweisen namentlich die Begriffserklärungen, welche meistens nichts als Beschreibungen sind; es ist ohne Geist verfaßt, aber nur für die Handwerkspraxis (man verzeihe den Ausdruck!), das beweiset wie die Abfassung, so die Auswahl der Beispiele, und die höhere Wissenschaftlichkeit mangelt gänzlich — der Verf. ist tüchtiger Handwerker, nicht Künstler. Wer sich bloß praktisch über das Nothwendigste belehren will, wird aber ohne Zweifel hier sich befriedigt fühlen können. Wer aber damit zugleich ein höheres, geistig anregendes und belebendes Element verbinden will, dem empfehlen wir bei dieser Gelegenheit ein ähnliches, früher erschienenes Werk, das sich durch Klarheit, Einfachheit und Uebersichtlichkeit eben so sehr auszeichnet, und daneben von einem methodisch-durchgebildeten, wissenschaftlich-künstlerischen und ästhetischen Geiste getragen wird, und das wir unbedingt als das beste der für den Dilettanten bisher erschienenen Werke (die für

das strengere Studium der Tonkunst, für eigentlich Musikstudirende berechneten berücksichtigen wir hier natürlich nicht!) erklären müssen; wir meinen das

Praktisch-theoretische Lehrbuch der musikalischen Composition von F. W. Schüge. Dresden und Leipzig, Arnold,

das, wenn man namentlich das reichhaltige Beispielbuch in Verbindung setzt mit desselben Verfs.

Praktischer Orgelschule, ebendas.,

die, nach Fr. Schneider's Werk, die beste ist, die wir gegenwärtig besitzen (die Beispiele ergänzen sich gegenseitig), alle hier zu machenden Ansprüche vollständig befriedigen wird. —

Dirigent und Ripienist, für angehende Musikdirigenten, Musiker und Musikfreunde, von D. Gahner. Karlsruhe, Groos. 1845.

Bei dem seit längerer Zeit schon im deutschen Vaterlande vorzugsweise erwachten Sinne für Bildung und Entwicklung musikalischer, namentlich Gesangvereine, kommt selbst in größeren Städten nicht selten der Dilettant in den Fall, die musikalische Leitung derselben übernehmen zu müssen. Da hapert's denn, auch bei dem besten Willen, gewöhnlich an allen Ecken, da die Musikdirection doch nicht so leicht ist, als man gewöhnlich meint, und so ein armer Dirigent von Gottes (oder des Vereins) Gnaden gemeinhin weder weiß, was er thun, noch wie er seinen Zweck, auch beim besten Willen, erreichen soll, und bei näherer Betrachtung sich doch die Wahrheit der Behauptung geltend macht, daß bei einem derartigen Vereine, ja bei jeder musikalischen Production, zuletzt sehr Vieles, wenn nicht geradehin Alles, auf der Tüchtigkeit des Dirigenten beruhe, und daß die Ansicht: „Wem Gott ein Amt gebe, dem gebe er auch den Verstand“ — nicht stichhaltig sei. In derartigen Verhältnissen und — Verlegenheiten wird die vorangezeigte Schrift einem wahrhaften Bedürfnisse abhelfen. Sie ist aus langjähriger Beobachtung und Erfahrung hervorgegangen, und enthält so ziemlich Alles, was über die Functionen eines Musikdirigenten im Allgemeinen und im Besonderen gesagt und gelehrt werden kann. Daß auch in dieser Stellung die Praxis unentbehrlich sei und ein gewisses Talent, wenn Erfreuliches geleistet werden solle, versteht sich, und das erkennt auch der Verf. an, indem er mehrfach auf die erforderlichen „persönlichen Eigenschaften“ eines Dirigenten zurückkommt, und überhaupt nichts weiter beabsichtigt, als einen Leitfaden an die Hand zu geben, vermöge dessen eine Uebersicht und ein leichteres Orientiren in dem Geschäfte in Rede möglich wird. Dabei fehlt es denn auch nicht an einzelnen Winken, welche alte Praktiker wohl benutzen könnten, wie denn gerade die Zusammenstellung der man-

cherlei kleinen, dem Manne vom Fache sonst wohl bekannten Einzelheiten das hauptsächlichste Verdienst des Buches begründet. Als besonders gründlich und für die Praxis wohl zu beachten bezeichnen wir, was der Verf. vom 4. bis zum 7. Abschnitt, über die Vorarbeiten bei einzustudirenden Werken, über das Einstimmen, Stimmenbesetzung und Aufstellung, endlich über das Verhalten bei den Productionen selbst, beibringt, und es fließen da gelegentlich so manche praktische Bemerkungen ein, welche für alle Teilnehmer an musikalischen Vereinen sehr beachtenswerth sind, wobei denn noch namentlich auf den 3. und 8. Abschnitt (Dirigent und Ripienist) mag hingewiesen werden. Daß in dem Buche manches Einzelne, von dem Einzelnen, vermißt werden wird, liegt in der Subjectivität der Anschauung, und die Kritik darf so billig sein, dem Verf. bei einem „ersten Versuche“ auf diesem Gebiete die Freiheit der individuellen Auswahl nicht zu verkümmern, um so weniger, als des zunächst Nothwendigen nichts vergessen ist. Aber die Weiterschweifigkeit, die unnützen Redensarten und Umgänge, die Wiederholungen und der Mangel an Princip und klarer Anordnung ist ein Uebelstand, der des Verfs. Arbeiten immer charakterisirt und deshalb gerügt werden muß. Und wenn Hr. Gahner die Wiederholungen damit rechtfertigen will, daß sie dem Zusammenhange förderlich, der Erinnerung dienlich seien, so sollte er doch erwägen, daß er nicht für Kinder und Ungebildete schreibt, und eine so formlose Anordnung leicht als ein Zeichen von Flüchtigkeit der Bearbeitung kann angesehen werden und von einer sehr tabelnswerthen Manier. Alles, was und wie es gerade durch die Gedanken fährt, für den Druck niederzuschreiben. Wer so arbeitet, nur dem kann es begegnen, daß er nach Durchlesung seiner nun gedruckt vorliegenden Arbeit, die schon zwei einleitende Abschnitte, außer den „Schlußbemerkungen“, zeigt, doch noch Dies oder Das zu sagen hat, was er in einer besonderen Vorrede thun muß, wie dies der Verf. von sich selbst bemerkt — jedenfalls kein glänzender Beweis von durchdachter Arbeit. Wir meinen, der Verf. müsse, sobald er sein Manuscript zum Drucken giebt, über Alles in das Bereich seiner Arbeit Gehörige vollkommen mit sich abgeschlossen haben, und ein Doctor der Philosophie sollte wohl einer so principlosen, aller Logik entbehrenden Arbeiterei nicht noch das Wort reden. — Dankenswerth und instructiv ist die Beigabe von 16 lithographirten Plänen mit 20 Orchester- und Choraufstellungen der bedeutendsten deutschen Orte. — Die Idee zur Composition eines vollständigen Concertcomplexus (S. 150 ff.) ist, obwohl sich außer den vom Verf. selbst angeführten noch manche andere Einwendungen dagegen erheben lassen, doch jedenfalls beachtenswerth; ihre Ausführbarkeit kann nicht bezweifelt werden, es handelt sich nur um die Art der Ausführung und Den, der diese

unternimmt, wobei wohl zu berücksichtigen, daß nicht Jeder gleiches Talent für Composition aller Arten von Kammer- und Concertmusik besitzt.

Ideen zu einer Reform der Christlichen Kirchenmusik, von Gust. Nauenburg. Halle, Schwetschke. 1843.

Angeregt durch den Beschluß der Dresdner Deutsch-Katholiken, daß auch die Kirchenmusik in angemessener, würdiger Weise von ihrem Cultus nicht auszuschließen sei, spricht sich hier der Verf. über die Nothwendigkeit einer Reform der Kirchenmusik auch in der evangelischen Kirche aus. Indem er unter Kirchenmusik Das begreift, was unmittelbar zum Cultus gehört (also das größere Oratorium zc. mit Recht von der Betrachtung ausschließt), und als den Zweck des Cultus — des gesammten öffentlichen Gottesdienstes —

die „Erbauung“ bezeichnet, entwickeln sich mit folgerechter Nothwendigkeit die Anforderungen, welche an die Kirchenmusik der Gegenwart zu machen sind, und der Verf. bemerkt ganz richtig: „Der musikalische Kirchencultus muß stets mit dem ganzen Bildungsgange der lebendigen Gemeinde im Einklang stehen, und der jetzige Kirchencomponist kann nur wahr und wahrhaftig sein, wenn er, durch die besten Muster der Vorzeit gebildet, sich selbst in eigener Weise als christlicher Künstler offenbart“ (S. 10). Die Abhandlung enthält viel Wahres, doch Nichts, was nicht schon oftmals gesagt worden wäre, und hätte eher für eine Zeitschrift gepaßt. Bei der Sonderherausgabe hätte der Verf. leicht und zweckmäßig Einzelnes näher motiviren, Anderes weiter ausführen können und sollen; dadurch würde das Ganze werthvoller geworden sein, und er vermöchte das.

18.

D r e s d e n .

Errichtung eines Concert-Institutes in Dresden.

Reich begabt mit Allem, was vereint Natur und Kunst als milde Himmelsgabe dem Menschen spenden, damit er sich daran erfreue und veredle, birgt Dresden mit seinen musikalischen Bestrebungen und Leistungen einen Schatz, der nach unserer Meinung bei weitem nicht so ausgebeutet wird, als er verdient, und dessen sich das große Publikum nicht in dem Grade bewußt ist, wie ihn Musiker von Beruf oder einsichtsvolle Kunstfreunde würdigen müssen. Weniger beziehen wir uns hierbei auf die königliche Kapelle, dieses fast aus lauter bedeutenden Künstlern bestehende Institut, welches seinen alten Ruhm eben so zu bewahren weiß, wie das Publikum seinen gerechten Stolz auf dasselbe, als vielmehr auf den Reichthum der musikalischen Mittel im Allgemeinen, welcher der großen Anzahl so gebildeter als gewandter Musiker entspricht. Wenn gleich diese den einzelnen Musikhören angehören, so entbehren sie doch eines Wirkungskreises, in

welchem ihre Verdienste in ein entsprechend helleres Licht treten; denn obschon die Leistungen jener einzelnen Höre in den sogenannten Gartenconcerten eine höhere Beachtung herausfordern, als das Publikum ihnen zollen zu brauchen glaubt, so entsprechen sie doch ihrem Wesen nach jenen Anforderungen nicht, welche sowohl der ausübende Künstler als der Zuhörer, der sich ein höheres Ziel als bloße Zerstreuung steckt, machen muß. Schon das Repertoire, welches neben wahrhaften Kunstwerken Productionen niederer Gattung, als z. B. Potpourri's, Tänze zc. aufnimmt, befriedigt keineswegs die Ansprüche, welche ein reiner und höherer Kunstgeschmack stellt.

Die Concertmusik im strengen Sinne des Wortes und in ihrer wahrhaft künstlerischen Bedeutung ist in Dresden keineswegs vertreten, denn Virtuosenconcerte können hierbei so wenig in Betracht kommen, wie die in der Gesellschaft „Harmonie“ gegebenen Concerte, welche durch das Vorwalten geselliger Tendenzen beeinträchtigt werden und auf gleicher Stufe mit den Gartenconcerten stehen, da die Aufmerksamkeit des Auditoriums durch andere Genüsse, wie z. B. Thee,

Bunsch, Kuchen etc. abgeleitet wird, wenn nicht gar das Tassen- und Löffelgeklirr, so wie der Berufseifer der Kellner, der Musik geradezu Hohn sprechen. Dresden hat daher nur Kirchen- und Opernmusik, und es muß in der That befremden, daß eine an so bedeutenden musikalischen Kräften reiche Residenz die Concertmusik so wenig cultivirt.

Nicht kann es hier auf Ermittlung der Hindernisse abgesehen sein, wohl aber scheint es ein Wort zur rechten Zeit, eine Idee öffentlich anzuregen, deren Realisirung gerade in Dresden mit wenig Schwierigkeiten verbunden sein dürfte, nämlich die Einrichtung eines Institutes, das während der Winteraison vorläufig vielleicht nur 6 bis 8 Concerte giebt.

Es bedarf hierzu vorerst der Musiker. Obwohl die Theilnahme der Kapellmitglieder sehr erwünscht sein müßte, so besitzt doch Dresden Musiker genug, welche, weniger als jene in Anspruch genommen, den Anforderungen vollkommen entsprechen, die man an ein Concertorchester zu stellen hat. Es ist keineswegs nöthig, daß ein solches aus lauter Virtuosen bestehe, vielmehr muß, damit das virtuose Element sich nicht zur Unzeit geltend mache, bei der Ausführung eines Kunstwerkes jeder einzelne Musiker sein Ich, das heißt seine persönliche Kunstfertigkeit, der Gesammtheit aufopfern, da ja das Orchester als ein einziges großes Instrument dabei wirken soll.

Was die nöthigen Gesangsvorträge betrifft, so dürfte es, abgesehen von den königl. Opernsängern, nicht schwer sein, jenen Concerten die thätige Theilnahme so mancher Sängerin und manchen Sängers zuzuwenden, dem zu öffentlichem Auftreten somit erwünschte Gelegenheit geboten wird; denn Dresden ist reich an Talenten, welche für solche Zwecke gebildet sind. Mit der Zeit würde auch ein Sängerkhor aus der großen Anzahl hiesiger Dilettanten zu gewinnen sein, wodurch die schönen Kräfte, die Dresden auch in dieser Beziehung aufzuweisen hat, auf eine würdige Weise und zu würdigen Zwecken verwendet werden.

Schwieriger dürfte die Ermittlung eines entsprechenden Concertsaales sein, denn keiner von

den uns bekannten Privatsälen erfüllt alle die Anforderungen, welche man an einen solchen stellen muß. Indes würde man wohl für den Anfang auch ein Lokal finden, das, wenn es auch nicht umfangreich genug ist, doch wenigstens hinreichende Sonorität besitzt. Später, wenn das Institut Wurzel gefaßt, ließe sich wohl eine städtische Behörde in das Interesse ziehen, so daß sie in einem öffentlichen Gebäude ein Local einrichtet, welches, zugleich für andere Zwecke verwendbar, an die Concertgesellschaft vermiethet wird und so sich verinteressirt.

Der Hoffnung, aus der Mitte einflussreicher Kunstfreunde werde sich unter Zuziehung eines oder zweier unabhängiger Musikverständiger von Fach ein Comité bilden, welcher die geeigneten Schritte zur Constituirung eines solchen Institutes thut, geben wir uns um so zuversichtlicher hin, als das rege Interesse, welches man der Kunst in unserer Residenz zuwendet, für das Gelingen Bürgschaft leistet. Daß endlich dieser Vorschlag im gebildeten Publikum Anklang und somit Unterstützung finden werde, sichert uns bei dem allgemeinen Kunstsinne das Zeitgemäße desselben zu.

J. B.

Königl. Hoftheater.

Montag, 18. August:

Der Wildschütz, kom. Oper in 3 Acten von A. Corring. — „Gretchen“, Fr. Rieth, vom Stadttheater zu Königsberg, als Gast.

Die von der jungen Künstlerin zum Beginn ihres hiesigen Gastspieles gewählte Partie ist wenig geeignet, der Kritik, soweit sie sich auf die Gesangleistung erstreckt, einen festen Halt, eine sichere Grundlage zu gewähren, da sie als Gesangpartie zu wenig hervortritt und außer dem einen Verse des „ABC-Liedes“ keine einzige Solopiece aufzuweisen hat, auch außerdem wenig cantable, vielmehr fast nur parlante Stellen bietet. Und doch wäre die Möglichkeit einer gründlichen Beurtheilung der Gesangleistungen der Gasdarstellerin um so wünschenswerther gewesen, als es sich

hier wieder um ein Gastspiel auf Engagement zu handeln scheint, bei welchem die Kritik — ob beachtet oder nicht — doppelt die Verpflichtung hat, möglichst gründlich und umfassend zu Werke zu gehen.

Als Resultat dieser Partie stellt sich denn Folgendes heraus. Die Stimme ist nicht groß und entbehrt für größere Räume der ausreichenden Kraft; denn in den Ensemblestücken, wo die Sängerin eine Mittelstimme zu führen hat, verschwand sie fast gänzlich. Auch scheint sie nicht von bedeutendem Umfange; denn im letzten Finale wurde das zweigestrichene *g* schon mit einer gewissen Anstrengung genommen, was freilich auch Schuld einer mangelhaften Tonbildung sein kann, die sich öfter bemerklich machte. Die Klangregister sind nicht innig genug mit einander verschmolzen; die tieferen Töne, vom eingestrichenen *f* abwärts, tragen fast das Gepräge einer Knabenaltstimme. Nichtsdestoweniger hat die Tonfärbung etwas Gemüthliches, einen gewissen Wohlklang, der angenehm hervortritt, sobald nicht dieselbe durch die falsche Tonbildung beeinträchtigt wird; ja wir möchten die Stimmittel für Soubrettenpartieen, namentlich im Vaudeville, für genügend erklären, wenn die Sängerin noch den Muth und die Kraft in sich fühlt, die bisherige mangelhafte Schule durch Fleiß und ernstes Studium, wie durch unablässige Aufmerksamkeit auf sich selbst zu verbessern, zumal es ihr keineswegs an Talent zum Vortrage in diesem Genre fehlt, wenn wir freilich nach der heutigen Partie auch nicht wohl begreifen, wie sie bei ihren Engagements in Bamberg und Königsberg für die Ausführung der sogenannten „jugendlichen Gesangpartieen“ hat genügen können. Es scheint ihr an einer tüchtigen Grundlage der Gesangesausbildung, namentlich an allseitiger und zweckmäßig angewendeter Scalaübung, zu fehlen. Dafür spricht die nicht immer ganz sichere Intonation, nicht einzelner Töne, sondern ganzer Phrasen, die häufig um ein, wenn auch nur Geringes, nach Unten schweben; dafür die ungelente, holperige Coloratur, die einzelne Töne bisweilen ganz fallen und die Bestimmtheit des Klanges der einzelnen Tonstufen vermissen läßt, obwohl die Sängerin natürliche Anlage zur Coloratur zu haben scheint. Leider begnügt man sich gerade in diesem Falle häufig mit Dem, was die Natur geboten, ohne diesem rohen und doch so werthvollen Stoffe durch künstlerische Durcharbeitung die Feile, den Glanz zu geben, mittelst dessen er erst die wahre, verdiente Geltung finden kann! — Auch von Portament, von klarer, edler Articulation, von einem durchgeistigteren Vortrage zeigen sich wenig oder gar keine Spuren. Frä. K. ist eine glücklich begabte Naturalistin, die in dem negativen Vortheile sich befindet, die höheren Anforderungen, welche man heut zu Tage an den Gesängerkünstler mit Recht stellen darf, in ihrer gewichtigen Bedeutsamkeit gar nicht zu kennen, und deshalb frei zu sein von der Ban-

gigkeit und Scheu vor den Gefahren, welche dem Gelingen jeder künstlerischen Leistung so oft in den Weg treten, und welche dem tiefer durchgebildeten Künstler nothwendig bei jeder Production mehr oder minder klar vor Augen schweben. Die Aussprache im Gesange ist ziemlich deutlich, auch dialectfrei, doch möchten wir auch ihr für eine größere Bühne noch etwas mehr Adel wünschen, der sich auch mit naiven Rollen sehr gut verträgt, ohne in das Gespreizte und Gemachte überzugehen. Die mehrfach (so z. B. gleich im ersten Liede und im Duett mit *Baculus*) wahrgenommene Angewohnheit, einzelne Stellen zu sprechen, statt sie zu singen, müssen wir — obwohl sie nicht gerade störend hervortrat — als eine fehlerhafte bezeichnen, da sie den geistigen und musikalischen Zusammenhang zerreißt, und höchstens in ganz vereinzelt Stellen Sprechen angebracht gut sein kann. Wahrscheinlich beabsichtigte die junge Künstlerin, dadurch dem Ganzen mehr Relief zu geben; aber ein Zuviel verfehlt diese Wirkung stets. Das bewies sich auch in dem sonst sehr gut, mit richtiger Declamation, großer Gewandtheit und distinctem Ausdrucke gesprochenen Dialog. Es waren zu viele Accente darin; dadurch aber traten die eigentlichen Hauptaccente nothwendig in den Hintergrund, und er erschien zu schwer für den leichten, naiven Rollencharakter. Die Auffassung des letzteren in seiner ländlichen Gutmüthigkeit und Beschränktheit müssen wir in Haltung und bisweilen absichtlich, wie es schien, etwas linkischer Bewegung sowohl, als in der consequenten Durchführung als befriedigend anerkennen, und die Leichtigkeit und Beweglichkeit, das natürliche, lebendige Spiel der Gastdarstellerin, das sich doch überall in den Grenzen des Angemessenen hielt und nirgend zu kecker Herausforderung ward, wie wir das bedauerlicherweise in derartigen Partieen gewahren müssen, zeugt von anerkanntem Darstellungstalent in diesem Fache, das jedenfalls Seitens des Publikums eine größere Aufmunterung verdiente, als es gefunden.

Die Beifallsäußerungen schienen sich indeß heute vorzugsweise auf die Leistung Frä. Käder's (*Baculus*) zu concentriren, und wenn wir gern zugestehen, daß dieselbe in vielen Momenten sehr ergötzlich gelungen war, daß er sich namentlich bei Weitem mehr, als in der neulichen Vorstellung dieser Oper auf der Bühne am Lincke'schen Bade, vor jener widerlichen Verzerrung seiner Rolle in's Possenreißerische hütete, so würde jedenfalls die Rolle noch an wahrer Komik und an künstlerischem Gehalte gewinnen, wenn der Künstler sich entschließen wollte, seine Groteskmalerei noch etwas feiner anzulegen; wir erinnern nur an sein Spiel im Duett mit Gretchen (1. Act), in der großen Arie am Schlusse des 2., und in der 11. Scene desselben Act's (nach dem Schlusse des Quintetts), wo sein brusquirtes Benehmen gegen den Baron grell und unwahr

mit der schulmeisterlichen Devotion, ja mit dem Bewußtsein seiner prekären Lage contrastirte, das als Grundfärbung alle Scenen seiner Partie bis an den Schluß beherrschen muß.

Was wir in Betreff von Frä. Wagner (Baronin) vorhergesagt, scheint bedauerlicherweise sehr bald sich bewahrheiten zu wollen. Ihre Stimme hat nicht an Kraft, aber an Frische — nicht an Klang, aber an Wohlklang verloren, und die Mitteltöne vorzugsweise scheinen ganz und gar die feste Haltung zu verlieren. Dabei scheint sie der Anstrengung zur Durchführung zu bedürfen: wir verweisen auf die Arie im 1. Act, wo die Töne — und nicht bloß heute! — gepreßt, die Phrasen zerstückelt erscheinen und sich die Frage nach der Möglichkeit der Durchführung unwillkürlich aufdrängt. Daß unter solchen Umständen die Intonation immer schwankender, die Coloratur immer verwischter wird, ist nicht zu verwundern; das ist die Folge der mangelhaften Tonbildung, des ungründlichen Studiums und des Singens in unpassender Stimmlage. In der schon bezeichneten Arie finden sich die Beläge dafür — mehr Aufmerksamkeit auf den präcisen Orchestereinsatz am Schlusse derselben möchten wir gleichzeitig dem Dirigenten empfehlen. Bei ihrer deutlichen Aussprache möchten wir Frä. W. noch darauf aufmerksam machen, daß es nicht: ruhig es, sondern ruhiges es, heißt, und zugleich bitten, sie möge auf ihre, namentlich in der Männerkleidung, zu sehr vorgebeugte Haltung, die selbst die Freiheit der Brust- und Kehlgangorgane für den Gesang beeinträchtigt, aufmerkamer sein. — Die H. P. Mitterwurzer und Behringer (Graf und Baron) schienen nicht mit sonderlicher Theilnahme zu spielen — namentlich den Ersteren haben wir seine Partie schon bei Weitem besser singen hören. Der Mad. Wächter fehlte heute durchaus der vornehme Anstand der Gräfin; weshalb blieb das Duett zwischen ihr und dem Baron weg? — Chor und Orchester schwankten mehrere Male theils in der Präcision der Einsätze, theils im Rhythmus. — Das im Salon des gräflichen Schlosses aufgestellte Billard schien auf einer Auktion erstanden.

W. J. S. C.
Freitag, 22. August:

Figaro's Hochzeit, kom. Oper in 4 Acten, Musik von Mozart. „Cherubin“, Frä. **Kieth**, als Gast.

So viel Freude die lang ersehnte Wiederholung dieser Oper uns gewährte, so erregte das mit derselben verbundene Gastspiel doch gerechtes Bedenken. Wir haben bei der neulichen Besprechung der jungen Gastdarstellerin schon Zweifel ausgesprochen, daß sie für jugendliche Partien in der Oper sich eigne und das Feld

der Soubretten im Vaudeville als das ihr vorzugsweise anpassende bezeichnet. Leider ist jener Zweifel durch die heutige Darstellung in einer Weise bestätigt worden, die weder der Manen des großen Tonmeisters, noch unserer Bühne würdig war, und wir begreifen nicht, wie man Frä. K. hat in dieser Partie auftreten lassen können. Die Stimme erschien heute geradehin ganz klanglos, spitz und voll unangenehmer Schärfe — natürlich, es handelte sich nicht um ein parlando, wo dergleichen allemal weniger hervortritt, sondern um getragenen Gesang, der eine Intensität des Tones unabwiesbar fordert. Dabei erschien selbst die Tonbildung unangenehm breit, geknicken, ja — man verzeihe uns den harten Ausdruck — gemein; die ganze Durchführung der Partie, selbst im Spiele, gemahnte an die Art und Weise von Leistungen, wie sie die Leipziger Messe, wie sie unsere „Vogelwiese“ darbietet, und wir können es durchaus nicht für einen Verlust erachten, daß das Duett Nr. 14 zwischen Cherubin und Susanne wegblieb. Beide Arien, Nr. 6 und 11, zeigten die Unzulänglichkeit der Stimme, den Mangel an jeder gründlichen Schule, und der in der zweiten nach französischer Romanzenmanier bei Wiederholung gleicher Melismen angebrachte Wechsel von Piano und Forte bewährte weder richtigen Tact noch Geschmack der Sängerin, zeigte vielmehr nur, daß sie Mancherlei gehört habe, das sie nun ohne Wahl und Verständniß wieder anzubringen suche. Die Steifheit des Vortrags, ohne alle Tiefe der Empfindung, machte den Eindruck der Production eines wohl oder übel memorirten Pensums, und wir können kaum glauben, daß die Sängerin diese Partie schon öfter dargestellt haben sollte, da sonst eine wirklich kolossale Verblendung dazu gehört, sie hier zum Gastspiel zu wählen. Die Aussprache wollte recht deutlich sein und wurde ungeschickt: so hörten wir z. B. mehremale He—erz, Schme—erz und dergleichen mehr. Der Dialog ward mit jenem Beiklang gesprochen (namentlich zu Anfang), der den Knabenstimmen beim Eintritt der Mutation eigen ist. War das Zufall, so war's ein recht böser — war's Absicht, so zeugt sie von totaler Verkennung billiger künstlerischer Anforderungen. Ueber das Spiel haben wir schon im Allgemeinen uns ausgesprochen, ein tieferes Eingehen erscheint bei dem Verfehlten desselben — die feine Grazie darf dem Pagen nie mangeln — überflüssig, obwohl einzelne Züge wieder von einem gewissen Talent der Auffassung zeugten — dahin rechnen wir namentlich die steife Bewegung in den Frauenkleidern, die überall, dem Charakter getreu, den Knaben verrieth, während die sonstigen Darstellerinnen der Rolle diesen wichtigen Punkt für die Illusion gewöhnlich ganz aus der Acht lassen. Es ist schade, daß die Spuren von wirklich vorhandenem Talent nicht eine tüchtigere Ausbildung gefunden haben.

Frä. Wagner hatte die Susanne, und wenn somit auch die Personenverwechslung mit der Gräfin

(Mad. Kriete) im 4. Act zu vollster Täuschung gebracht ward, so können wir doch nicht bergen, daß die frühere Darstellerin dieser Rolle in Betreff der Auffassung und Durchführung bei weitem nicht erreicht ward. Fr. W. besitzt durchaus nicht jene Naivetät, jenen Humor, neben dem listigen, selbstbewußten und verschmitzten Wesen, das die Susanne charakterisirt, und erkennen wir gern den Anflug von leicht kokettirender Grazie an, der sich in den ersten Scenen wohlthuend bemerklich machte, so ward die Darstellung doch bald zu kalt, steif und vornehm, als daß sie dem Charakter des Kammermädchens entsprechend gewesen wäre. Daß die Partie nicht in der Stimme der jungen Künstlerin liegt, mag nebenbei bemerkt werden. Das mehrfache Schwanken in der Intonation, namentlich im Terzett Nr. 13, und im 2. Finale, wie die holperige Coloratur und einzelne scenische Verstöße, wie das zu späte Niedersetzen und das zu frühe Aufstehen bei der Verkleidungsarie Nr. 12, fielen störend auf. Die Arie im 4. Act (Nr. 26) ward mit inniger Empfindung vorgetragen und verdiente den ihr gewordenen Beifall; nur möchten wir die Künstlerin bitten, die Verzierungen am Schlusse, mit Einschluß des spitzen hohen h, künftig wegzulassen, das Tempo ein klein wenig bewegter zu nehmen und das vorangehende Recitativo weniger steif zu singen. — Hr. Detmer spielte seinen Figaro heute nicht ganz mit der gewohnten Lebendigkeit — er schien nicht vollkommen disponirt, und deshalb ließ er auch wohl seine Arie im 4. Act weg, nachdem er die bekannte Schlussarie des 1. Actes hatte wiederholen müssen. — Die Stimme der Mad. Kriete erschien zu Anfang etwas belegt, was sich indeß später verlor und nur bei dem Triller in ihrer großen Arie Nr. 19, die sie übrigens, wie das Duettduett mit Susanne, ausgezeichnet vortrug, ward es wieder bemerklich. Orchester und Chor schwankten einigemal, wenn auch nur vorübergehend; aber in klassischen Opern sollte das am wenigsten vorkommen.

W. J. S. G.

Montag, 25. August, zum ersten Male:

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in 3 Acten von Karl Gutzkow.

Wir glauben nicht, daß Karl Gutzkow durch dieses Bühnenstück ein Vorschreiten als dramatischer Dichter bekundet hat. Dieselbe Poetik der Vorsicht, die wir früher bei „Zopf und Schwert“ in der Bezeichnung: „dramatisches Zeitbild“ angewendet sahen, finden wir auch hier in der Benennung: „dramatisches Seelengemälde“. Der Dichter sucht sich durch dieses Verfahren von vornherein vor Ansprüchen der Kritik zu wahren, denen er nicht nachgekommen zu sein sich selbst gesteht. Oder glaubt G. wirklich, daß Bezeichnungen, wie

„dramatisches Zeitbild“ — „dramatisches Seelengemälde“, die Anforderungen in den Hintergrund zu drängen vermögen, die an das Drama zu stellen sind? Glaubt der Dichter wirklich, mit der Dichtungsgattung des Drama's sich abgefunden zu haben, wenn er die äußere Form festgehalten, und nach Willkühr durch die Aufschrift und specielle Bezeichnung eines Bühnenstücks den Zuschauer und die Kritik dem Standpunkte zudrängen zu können, von welchem er selbst ausgegangen und das Werk betrachtet wissen will; die Ansicht aufnöthigen zu können, welche er bei Beurtheilung des Werkes festgehalten wissen will, wenn er Anforderungen nicht genügt hat, die an jedes dramatische Werk, als aus dem Wesen dieser Dichtungsgattung hervorgehend, unabweislich zu stellen sind? Und der Dichter scheint dies allerdings zu glauben. Denn er hat sein in der äußeren Form als Lustspiel sich darstellendes: „Zopf und Schwert“ ein dramatisches Zeitbild genannt, ohne dadurch dem Vorwurfe zu entgehen, daß er nicht ein auch in dem inneren Wesen den Anforderungen des Lustspiels entsprechendes Werk dieser Gattung geliefert, sondern nur eine Anzahl historischer Anekdoten bühnenkundig, gewandt und mit Geist dramatisirt habe. Denn er hat ferner auch die in der Ueberschrift genannte, doch unzweifelhaft für die Bühne bestimmte Dichtung ein dramatisches Seelengemälde genannt, weil er mit dem Publikum und mit der aufrichtigen Kritik gar wohl fühlt, daß die rein subjective Weise, in der er das ganze Stück hindurch Lord Arthur Douglas' bis an die Grenze des Selbstmordes gesteigerte Seelenzustände, seien diese nun Melancholie, Spleen oder Blasirtheit, als Hauptsache und Hauptvorwurf der Dichtung schildert, gar wenig mit den Elementen übereinstimmt, welche das eigentliche, innere Wesen des Drama's bedingen. Das Drama, die Culminationsstufe der Objectivität in der Dichtkunst, fordert concreten, massenhaften Stoff als primaires Element zu einer poetischen Verarbeitung, in welcher secundair die Charaktere der handelnden Personen als nothwendige Folge und Wirkung sich abspiegeln, während die Lyrik in der subjectiven Behandlung von Seelenzuständen ihren Hauptwirkungskreis findet. Die Betrachtung des neuesten Drama's Gutzkow's weist es nicht jener, sondern dieser Dichtungsgattung unwiderleglich zu. Denn anstatt aus dem Verlaufe sich entwickelnder Handlung namentlich den Hauptcharakter, um den der ganze Mechanismus des Stückes sich bewegt, allmählig wie ein Spiegelbild deutlicher und immer deutlicher heraustreten zu lassen, giebt der Dichter in Monologen, Gefühlschilderungen, philosophischen Reflexionen u. s. w., die einen rein lyrischen Charakter an sich tragen, das bis zur Grenze des Selbstmordes ausgedehnte Gemälde einer Seelenstimmung, die, mögen wir sie nun Melancholie, Spleen oder Blasirtheit nennen, unausgesetzt den quälendsten, peinigendsten Eindruck machen, immer als ein krankhafter Zustand der

Seele betrachtet werden müssen, der ein poetisches Interesse in Anspruch zu nehmen, nicht geeignet sein kann, da wir in ihm die freie Willens-thätigkeit des Geistes unterdrückt sehen. Andere Umstände und Einzelheiten des Stückes wirken eben so nachtheilig. Der Ursprung von Arthur's Zustande ist ein erblicher, er wird verstärkt durch seine Lebensweise und durch die vermuthete Treulosigkeit der Geliebten. Wie wir uns aber nicht für die Liebe eines Mannes interessieren können, der sich durch sie nicht von Ausweifungen abhalten läßt, eben so wenig ist es erklärlich und wahrscheinlich, wenn die Geliebte Arthur von dem edlen Beweggrunde nicht in Kenntniß setzt, der sie bestimmt, sich selbst zu opfern und die Gattin eines Andern zu werden; eben so wenig wahrscheinlich ist es, wenn durch die Schluskkatastrophe, die ihn wunderbarerweise nicht einmal sehr erschüttert, die Heilung Arthur's von einem so tief liegenden Erb übel erfolgt, und das ist auch der Grund, daß der für die Hauptpersonen glückliche Ausgang des Stückes und namentlich die Vereinigung der inzwischen durch den Tod des Gatten wieder freigewordenen Fennimor mit Arthur die während der Dauer des Stückes hervorgebrachte peinliche Stimmung nicht, oder doch nicht befriedigend löst, wie wir dies selbst vom Trauerspiele, bei weitem mehr aber von einem Schauspiele, wie „der dreizehnte November“, zu erwarten berechtigt sind. Aber nicht nur den Hauptcharakter haben wir einer traurigen Passivität zu zeihen, auch bei den übrigen Charakteren fehlt es an aller, ihnen zum Probestein dienenden, Handlung, und selbst Sir Eduard Holiday, der Better, Jugendgenosse und Erbe Lord Arthur's, erscheint zwar schlecht genug, aber zu schwach zum Verbrechen und versucht nur hin und wieder ein Spänchen zum Feuer zu legen. Die sämtlichen Personen begnügen sich mit Sprechen und einigen Erzählungen, die in der Behandlung das Gelungenste der Dichtung sind. Völlig vermißt aber haben wir Sugkow's Geist in den ziemlich trivialen Reflexionen Arthur's über Selbstmord; sie waren ein zu schwacher Nachhall der Worte Carl Moor's, Hugo Derindur's u. s. w.; vermißt haben wir Sugkow's Geist und Wig in der ganzen albernen Figur von Holiday's Reisebegleiter Marston; unbegreiflich aber es gefunden, wie der Dichter des „Arbilbes“ eine an verunglücktem Humor so sehr kränkelnde Figur, wie die des Dieners Tom's, nicht seiner unwürdig hat finden können.

Das Publikum fühlte sich in einer Folterkammer und konnte kaum dazu gelangen, der fast durchgängig vorzüglichen Darstellung den sonst gewöhnlichen lauten Beifall zu spenden. Die ganze Rolle des Lord Douglas ist, wie schon aus dem Vorhergehenden erhellt, eine rein rhetorische, die sich in allen Tönen tiefen Seelenschmerzes, düsterer Schwermuth ergeht, und es ist längst anerkannt, wie Großes der Darsteller, Hr. Emil Devrient, gerade durch die Sprache vermag, besonders wenn er ihr nicht

zu bedeutende Kraftäußerung zumuthet. Rhetorische Rollen verlangen einen hohen Grad der Nuancirung in den Einzelheiten, und diesen fanden wir in des Künstlers Darstellung, so daß die Einförmigkeit, welche die Rolle nothwendig mit sich bringt, möglichst verdeckt wurde; nur das Pathos war öfters nicht vermieden, wozu solche Rollen leicht Gelegenheit geben. Die Toilette hätten wir charakteristischer und weniger sorgfältig gepflegt gewünscht. — Nicht weniger Vorzügliches, obschon durch die Unbedeutenheit der Rolle dem Charakter und äußeren Umfange nach, leistete Fr. Bayer als herzogensinnige Fennimor Stafford. In ihrer ganzen äußeren Erscheinung prägte sich, bis auf etwas zu viel Schminke, die ganze englische Nationalität, und zwar in ihrer anmuthigsten und schönsten Seite, aus, und künstlerisch meisterhaft fanden wir den nicht mehr zurückzuhaltenden Ausbruch ihrer Verzweiflung bei den Mittheilungen Holiday's im zweiten Acte, während die Verlegenheit, die dessen vorhergehende Anspielungen auf ihr früheres Verhältniß zu Arthur, in Fennimor hervorrufen, wenigstens anfangs, der leichten conversationalen Haltung der ganzen Scene gegenüber, etwas zu sehr markirt erschien. Um so gelungener waren die Gefühlsausdrücke und besonders das stumme Spiel der Künstlerin, während D. Scott im 3. Acte ihre früheren Verhältnisse ihr andeutet. — Weit weniger einverstanden sind wir mit der Behandlung des Holiday durch Hr. Eduard Devrient. Der Dichter hat in dem Charakter unbezweifelt einen so kalten, herzlosen Bösewicht geliefert, als wir ihn für das Drama nur brauchen können, denn die Seelenkrankheit des Freundes durch verschiedene Mittel absichtlich steigern, den in der Seele aufkeimenden Entschluß des Verwandten, Jugendgenossen und Freundes zum Selbstmord nach allen Kräften fördern, um dessen Erbe zu werden, heißt in der That alle menschlichen Gefühle in der rohesten Verhärtung abgelegt haben. Aber Holiday declamirt dabei nicht so viel, wie Arthur in seinen Seelenschmerzen; im Dialog sind es nur einzelne Phrasen, die uns die Schwärze seines Charakters enthüllen, er spielt im Uebrigen den theilnehmenden Freund, er ist Salonmensch. Dadurch aber ist in der Darstellung Hr. Ed. D.'s das Grundelement des Charakters fast ganz untergegangen; alle die einzelnen scharfen Lichter, deren es bedurfte, die vom Dichter gezeichnete Figur in ihrem eigentlichen Wesen, in charakteristischer Wahrheit hervortreten zu lassen, waren in des Künstlers Holiday verblaßt und unscheinbar geworden. Das wirkliche Leben mag uns die Charaktere in ihrer äußeren Erscheinung, so zu sagen, weniger charakteristisch, durch Aeußerlichkeiten des Lebens und der Verhältnisse mehr verwischt zeigen, die ideale Zeichnung auf der Bühne verlangt in der äußeren Form eine genaue Harmonie mit dem inneren Kern der Rolle. Holiday ist ohnstreitig die schwächste Leistung des Künstlers, ein Urtheil, dem er hätte entgehen können, wenn er die Rolle

einem seiner Individualität nach geeigneteren Darsteller überlassen hätte; denn es ist nicht zu verkennen, daß vorzugsweise diese es ist, welche den Charakteren der eben besprochenen Art in des Künstlers Darstellung jede Markirtheit, jede Schärfe des Ausdrucks nimmt. — Die an sich allerdings leichte Aufgabe des wahrhaft albernen Marston mit seiner abgetragenen Walter-Scott-Manie wurde durch Hrn. Kramer sehr ansprechend und glücklich gelöst. — Doctor Scott hat außer seiner Erzählung der Familienverhältnisse Fennimore's im 3. Acte, die wir von Hrn. Winger noch auf etwas andere Weise, als durch ein stetes, unangenehmes Verziehen des unteren Theils des Gesichtes nancirt und verlebendigt gewünscht hätten, nichts in der kleinen Rolle, das als künstlerische Aufgabe gelten könnte. — In Hrn. Quanter's Haushofmeister Tribie fanden wir ganz den Diener Andreas aus „der Brief aus der Schweiz“, eine Aehnlichkeit, die übrigens der Hauptsache nach von den Rollen, nicht von der Darstellung herrührt. Der alte, treue, seinen Herrn, Lord Arthur, über Alles liebende Diener, ein altes Familienstück, trat lebhaft vor das Auge; seine Erzählung, namentlich der Schluß derselben: „Ein Märchen; Sir Holiday, hat sich ein Märchen aufbinden lassen“ (2. Act), wo der Alte den verzweiflungsvollen Schmerz, daß sein Herr das schaudervolle Ende des Vaters und das Geheimniß des Tempels des Friedens durch Horchen erfahren, zu bekämpfen und seine Mittheilungen an Holiday als erfundenen Scherz unter krampfhaftem Lachen vor dem plötzlich hervortretenden Arthur darzustellen strebt, war in ergreifender Wahrheit das Gelungenste, was Hr. Quanter uns je geboten hat, und wir bedauern um so mehr, daß der Künstler durch den hervorragenden Beifall des Publikums sichtlich sich verleiten ließ, die Scene durch Wiederholungen zu verlängern und noch zu verstärken, letzteres ein Streben, das bei dem kundigen Beobachter nur die entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen geeignet war. — Frä. Lebrun, Jenny, Dr. Scott's Gattin, ihrer Befähigung nach nur für das muntere Fach geeignet, ist bei ernstern Stücken (Trauerspielen und Schauspielen) allerdings in übler Lage, da ihr in denselben nothwendigerweise fast immer zweite, vom Dichter äußerst stiefmütterlich behandelte, oder wenigstens für ihre Individualität nicht geeignete Rollen zu fallen, bei denen Rolle und Darstellerin sich gegen-

seitig schaden; ein Uebelstand, der leicht zu umgehen wäre, wenn man für Rollen der angeedeuteten Art, z. B. anstatt der fast gar nicht verwendbaren Mad. Behringer eine junge mit Talent begabte Anfängerin engagiren wollte. Die heutige Partie gehörte noch weniger zu dieser Art von Rollen, da sie, wenn auch sehr unbedeutend, doch mehr dem munteren Fache sich zuneigt und einen gewissen, stets spottenden Humor zum Grundtypus hat, welcher der Künstlerin ganz wohl gelang.

Das Stück war fleißig einstudirt, aber die Ausstattung, von dem in seinen architectonischen Verhältnissen so gerühmten, pittoresken Douglas-Castle an, bis zu des Lords ärmlicher Studirlampe, der Oberaufsicht Ed. Devrient's nicht würdig. — Die Schnurrbärte der beiden Herren Devrient endlich hätten wir hinweggewünscht, schon an sich, weil das Tragen derselben gegen englische Sitte und außerdem noch besonders bei Hrn. Emil Devrient: weil das Pflegen eines feinen Stugerbärtchens nicht mit der darzustellenden Seelenstimmung harmonirt. Ausnahmen im wirklichen Leben können hierbei nicht in Betracht kommen. Das sind allerdings Kleinigkeiten, allein auch sie gehören zum Ganzen des Bühnenbildes. Der, überdies nicht zu lebhafter, Beifall des Publikums galt sichtlich nicht dem peinigen Drama, sondern den Vorzügen der Darstellung. Das Stück wird schnell von allen Bühnen verschwinden.

R. S.

Repertoire.

August 25. Zum ersten Male: Der dreizehnte November (s. oben). 26. Der Freischütz. Oper. 27. Am Lincke'schen Bade: Der Confusionsrath. — Rök und Juste. — Tanz. — 28. Der dreizehnte November. — 29. Der artesische Brunnen. — 30. Monaldeschi. — 31. In der Stadt: Die Regimentsdame. — Am Lincke'schen Bade: Doctor und Friseur. — Tanz. — September 1. Die Marquise von Billette. — 2. Oberon. Oper.

F e u i l l e t o n .

Eine gewiß einzige Feierlichkeit fand vor Kurzem im Arbeitshause (vulgo Ochsenkopf) in Berlin statt. Ein unverbesserliches weibliches Individuum hatte die Auszeichnung, zum hundertsten Male arretirt und in's Arbeitshaus zum Absitzen ihrer Strafe gebracht zu werden. Wie es bei Jubel- und Säcularfeierlichkeiten hoch hergeht, an Reden, Auszeichnungen, Tafel- und Tanzfreuden kein Mangel ist, so wurde dieses seltene Moment in der preussischen Justiz- und Polizeiverwaltung von sämmtlichen Bewohnern des Arbeitshauses oder Ochsenkopfes auf's Feierlichste begangen. Einen Orden hat indeß, wie wir mit Sicherheit vernahmen, die Jubelzeitschrift nicht bekommen, wohl aber 26 erster Klasse mit Auszeichnung auf der Rückseite zu tragen.

Wenigen bekannt möchte folgender Zug des großen Ludwig Devrient sein. Gutmüthigkeit und Bescheidenheit waren Haupttugenden unseres unvergeßlichen Ludwig. Wie schade, daß so etwas nicht zu vererben ist. Devrient war Maurer. Wenn er die Loge besuchte, was freilich nicht zu oft geschah, wurde er der Mittelpunkt der herzlichsten Begrüßung und das Augenmerk Aller. Diejenigen, die nicht so nahe zu ihm kamen, suchten von Weitem sich an den geistvollen Zügen seines Antlitzes sich zu erfreuen, und diese waren es eben, die ihm in seiner Bescheidenheit so verdächtig erschienen. Wenn er nach der Tafel im Garten spazierte, so suchte man ihm von vorn entgegen zu kommen und sah ihn oft lange und fortschreitend an. In solchem Augenblicke sagte er voller Gutmüthigkeit, nicht ahnend, daß man nur den großen Künstler in ihm betrachten wollte, zu einem ihn begleitenden Freunde: „Aber mein Gott, sagen Sie mir, geliebter Bruder, ich werde so bedeutungsvoll von Allen angesehen; sollte man etwa wissen, daß ich seit mehreren Jahren vergessen habe, meinen Beitrag zu zahlen?“

Der bekannte Romanschriftsteller C. Stein in Berlin hatte durch manche flauere Arbeit den Credit bei den Berliner Buchhändlern verloren, und Niemand wollte eine Neuigkeit von ihm in Verlag zu nehmen riskiren. Die glorreiche Zeit, in der Alles, was nur Verdienst im Knopfloch zu tragen sich berechtigt glaubte, Hofrath sein mußte, brachte C. Stein auf die Speculation: einen Roman zu schreiben, betitelt „Die beiden Hofräthe“. Zeit und Umstände schienen günstig, und ein dabei thätig vorwärts strebender

Buchhändler D. spendete der Novität in Hoffnung guten Absatzes an alle preussischen Hofräthe seinen Beifall und übernahm es, sie der Lesewelt zu übergeben. C. Stein gehörte damals zu den Stammgästen bei Luther und Wägener, wie er es später an vielen Orten war. Dort kam er viel, fast täglich mit Ludwig Devrient und dem berühmten Hoffmann zusammen, und wie die vor mehreren Jahren von einem Engländer eclipsirte Chronik des renommirten Weinstübchens erzählt, war Stein oft der Stein, an dem Hoffmann mit dem Stahle seines Wiges Funken schlug. Ein solcher Funke soll denn auch hierher gehören. Am Tage, als in allen Zeitungen „Die beiden Hofräthe“ von C. Stein als neu erschienen angekündigt wurden, war Hoffmann und L. Devrient zur gewohnten Stunde bei Luther; Stein sollte und mußte als gewissenhafter Stammgast zu bestimmter Stunde auch erscheinen. Versehen mit einem Exemplare des neuen Romans, riß nun Hoffmann das Titelblatt ab und sandte jenen Karl, der später Devrient „anfing so fürchterlich zu werden“, vis-à-vis in eine Handlung nach 2 Loth Schnupftabak, mit der Weisung: denselben in besagtes Titelblatt einwickeln zu lassen. Stein war unterdessen eingetroffen; bei einem Glase Wein wußte er die Zeitung zu erlangen und mit innerem Vergnügen die Ankündigung seines neuen Romans vorzulesen. Man denke sich aber seinen Schrecken, der Anderen Gelächter, als Hoffmann ihm den Schnupftabak offerirt und zugleich das Titelblatt seines am Tage erst erschienenen Romans als emballirendes Makulatur vor seinen Augen liegt, er mit stockender Stimme liest: Die beiden Hofräthe. Roman von Carl Stein.

In Hamburg war bei der neulichen Aufführung des neuesten Stückes der Verfasserin von „Lüge und Wahrheit“: „Ein Brief aus der Schweiz“, der Erfolg am Schlusse kein günstiger. Die Hauptdarsteller: Philipp, Hr. Baison; Graf Neuenburg, Hr. Grunert; Sidonie, Fr. Stephanie; Louise, Fr. Bräutigam, thaten mit Eifer das Möglichste, dem Stücke einen guten Erfolg zu sichern, um so mehr, als sich die Nachricht verbreitet hatte, die hohe Verfasserin würde das Theater bei der Vorstellung besuchen. Befehl besetzt war indeß der Schweizer, und Andreas, während Hr. Fehring durch völlige Unsicherheit in der guten Rolle des Generals den 5. Act gänzlich störte. Bis zum 4. Acte oftmaliger Applaus und

Beifall. Am Schluß Fischen und Scharren. Die zweite Vorstellung mußte unterbleiben bis jetzt. 20.

Irischer Charakter. Der vor einem Jahrzehent verstorbene, seiner Zeit berühmte englische Schauspieler Mathews hatte eines Tages beim Spazierenreiten seinen Diener mit einer Botschaft nach einem benachbarten Landhause geschickt und hielt, dessen Ankunft erwartend, an einer Fähr, als ein irischer zerlumpter Bettler ihn um ein Almosen ansprach. Da Mathews sich nicht beeilte, seine Bitte zu erfüllen, klagte jener, daß er auf dem Heimwege nach Irland sei, nichts zu beissen und zu brocken habe und ein halber Penny ein Schatz für ihn sein würde. Jetzt versicherte Mathews, daß es ihm kaum besser gehe, er nicht einen Heller bei sich habe und auf gut Glück warte, bis Jemand komme, der das Fährgeld für ihn auslegen wolle. „Ich würde das Pferd als Pfand zurücklassen,“ setzte er hinzu; „aber ich bin lahm, könnte mein Haus nicht erreichen.“ Der Bettler sah ihn einen Augenblick zögernd an. Dann rief er: „Eure Gnaden sind lahm, und ich habe zwei gesunde Beine. So will ich das Fährgeld für Sie auslegen. Sie sind schlimmer daran als ich.“ Damit zog er einen schmutzigen Beutel aus der Tasche, worin er zwei Schillinge in Kupferstücken hatte, und gab Mathews die Hälfte. Das war der Betrag des Fährgeldes. Mathews nahm die zwölf Pence. „Wie aber soll ich sie Euch zurückzahlen?“ sagte er; ich wohne ziemlich weit auf der anderen Seite, und Ihr seid auf dem Wege nach Irland.“ — „Nun, Eure Gnaden,“ antwortete der Bettler, „so geben Sie das Geld dem ersten besten meiner armen Landsleute, dem Sie begegnen; 's ist Alles Eins.“ — „Abgemacht“, erwiderte Mathews, und mit dem üblichen: „Langes Leben, Eure Gnaden!“ setzte der Bettler seinen Weg fort. Mathews hatte wirklich keinen Heller bei sich, zufällig aber sein Reitknecht ein Goldstück. Das ließ er sich leihen, sprengte dem Bettler nach und drückte es ihm in die Hand. 4.

Beethoven hatte von jeher, erzählt das Frankf. Conversat.-Blatt, eine große Abneigung, Unterricht in der Musik zu geben. Als Jüngling mußte er aber wegen des nöthigen Gelderwerbs sich dazu entschließen. Er ertheilte damals einer vornehmen Dame, welche zu Bonn in dem jetzigen gräflich fürstenbergischen Palast wohnte, Unterricht im Piano. Sehr oft umging er aber die bestimmte Stunde. Eine ihm sehr wohlwollende ältere Frau, welche ebenfalls auf dem Münsterplatz wohnte und einen großen, fast mütterlichen Einfluß auf ihn ausübte, ermahnte ihn, im Unterricht-Ertheilen ordentlich zu sein, bat ihn, die Unterrichtsstunde nicht auszusetzen, beaufsichtigte ihn sogar von ihrer Thür aus, wenn Beethoven endlich zu dem Hause seiner vornehmen Schülerin zu gehen sich anschickte. Er

ging wirklich quer über den Münsterplatz, kehrte aber auf dem Wege wieder zu der für sein Bestes sorgenden Freundin zurück und sagte: „Heute kann ich unmöglich Stunde geben, morgen will ich sie verdoppeln.“ In abgeänderten Formen kam dieses öfters vor. Und gerade an derjenigen Stelle, wo der junge Ludwig van Beethoven in seinem Mißmuth auf dem Münsterplatz umkehrte, — steht jetzt sein Denkmal! — In dem Augenblicke, wo die Hülle des Monumentes fiel, wurde dieses — gewiß der Wahrheit völlig getreu — dem Mittheiler von einem sehr ehrenhaften und glaubwürdigen Freunde des verewigten Beethoven und jener mütterlich besorgten Frau nicht ohne Rührung erzählt.

Jesuitismus. Das „Waterland“ hat vor Kurzem in einer seiner Nummern veröffentlicht, daß auch in Dresden eine Jesuitenbrüderschaft existiren müsse. Im Nachlasse eines hier verstorbenen katholischen Bürgers hat man ein kleines gedrucktes Gesangbuch vorgefunden, unter dem Titel: „Andachtsbuch für die in der katholischen Gemeinde zu Dresden bestehende Brüderschaft unter dem Namen der Todesangst Jesu Christi am Kreuze. Mit Erlaubniß der Oberen. Dresden, 1817.“ Auf dem ersten Blatte des Buches, dem Titelblatte gegenüber, befindet sich nachstehende Aufnahmebescheinigung: „Anno 1843. Den 5. Februar ist N. (Name des Verstorbenen) in die löbliche Brüderschaft der Todesangst Jesu in der königlichen Hofkapelle in Dresden einverleibt worden. Nach Dero Tod soll dieser Zettel dorthin abgeschickt werden. Soli Deo Gloria, III.“ Seite 1 soll eine Geschichte der mehrgenannten Brüderschaft stehen, worin es unter Anderem heißt: „Diese Ueberzeugung bewog den sieben General der Gesellschaft Jesu, Vincentius Caraffa, mit Vorwissen und Beistimmung des sichtbaren Oberhauptes der allgemeinen Kirche Christi eine Brüderschaft zu errichten u. s. w. — Diese Brüderschaft wurde im Jahre 1729 in der königlichen kurfürstlichen katholischen Hofkirche u. s. w. gestiftet.“ — Welche Aussichten für das protestantische Sachsen, wenn im Herzen des Landes der giftige Wurm nagt! —

Baierns Klöster. In einer Zeit, wo die Bewegung nach Geistesfreiheit so mächtig ihre Schwingen hebt, sucht man in Baiern diese mit Gewalt und List zu unterdrücken. Man erbaut Klöster, Kirchen und Kapellen auf Kosten des Staates, dotirt diese mit reichen Einkünften, während das Volk oft darben muß. Der Unterricht der Jugend befindet sich in den Händen der Jesuiten; was von jenen in dieser Beziehung zu erwarten steht, lehrt die Vergangenheit und Gegenwart. Die Zahl der Klöster in Baiern ist nicht unbedeutend, als: Mönchsklöster: I. Augustiner: 1 Kloster und 1 Hospitium; II. Benedictiner: 3 Abteien, 1 Priorat, 2 Klöster; III. barmherzige

Brüder: 1 Convent, 1 Filialinstitut; IV. Franziskaner: 15 Klöster, 10 Hospitien; V. Minoriten-Franziskaner: 2 Klöster (wazu Oggersheim in der Pfalz gehört, welches erst in diesem Jahre errichtet wurde); VI. Kapuziner: 10 Klöster, 4 Hospitien; VII. Karmeliter: 3 Klöster, 1 Hospitium; VIII. Redemptoristen: 1 Collegium (in Altötting); Summa: 56 Mönchsklöster. Die Zahl der Frauen- oder Nonnenklöster ist weit beträchtlicher, als: I. barmherzige Schwestern: 1 Mutterhaus (in München), 16 Filialen; II. arme Schwestern: 1 Mutterkloster (in München), 16 Filialen; III. Benedictinerinnen: 2 Klöster; IV. Brigittinerinnen: 1 Kloster; V. Cisterzienserinnen: 2 Klöster; VI. Clarissinen: 1 Kloster; VII. Dominikanerinnen: 5 Klöster, 1 Filial; VIII. Elisabethinerinnen: 2 Klöster; IX. englische Fräulein: 9 Klöster, 1 Filiale; X. Franziskanerinnen: 6 Klöster, 2 Filialen; XI. Frauen zum guten Hirten: 1 Kloster; XII. Kapuzinerinnen: 1 Kloster; XIII. Salesianerinnen: 2 Klöster; XIV. Servitinnen: 1 Kloster; XV. Ursulinerinnen: 3 Klöster; XVI. 1 Centralfrauenkloster des Augustiner-, und XVII. 1 dergl. des Karmeliter-Ordens, also in Summa 76 Frauenklöster. Gewiß eine enorme Summe Müßiggänger und Müßiggängerinnen in einem Lande von nur einigen Millionen Einwohnern. Gott bewahre uns vor solcher Himmelsstürmerei!

Ein Schauspiel eigener Art gewährt ein Begräbniß in Venedig, das man schwerlich anderswo als hier sehen kann. Statt der Kutschen bei einem Leichenbegängniß folgen hier schwarze Gondeln in oft langer, unübersehbarer Reihe, je nach dem Rang und Reichtum des Verstorbenen. Diese Gondeln werden von Livreebedienten gerudert, sind aber fast alle leer. In der vordersten Gondel steht auf einem schwarz behangenen Gerüste der Sarg, umgeben von Kirchendienern in weißen und rothen Gewändern; oft ist es auch der Fall, daß eine Barke mit Musikern den Zug anführt und mit einer Trauermusik begleitet. Die Insel San Michele, am Kanal von Murano, ist der Begräbnißort der Venetianer, überhaupt aller christlichen Bewohner Venedig's; nur die Juden haben hierzu eine besondere Stätte auf dem Rido.

Von Held, dem ehemaligen Redacteur der „Lokomotive“ erscheint nächstens eine Zeitschrift in Briefform. Jede Nummer, mit einer humoristischen Adresse versehen, wird den Abonnenten unter Couvert zugeschickt. Die Idee ist originell, ob die Ausführung es gleich-

Druck von Carl Hamming
in Dresden.

falls sein wird, muß der Zukunft anheimgestellt bleiben.

Wiener Schnitzel. Das k. k. Hofburgtheater ist während der Ferienzeit im Innern so weit renovirt worden, daß es jetzt ein recht freundliches Aussehen gewonnen. Das Holzwerk ist neu lakirt und die Brüstungen mit purpurrothem Sammet überzogen, so wie zweckmäßige Vorkehrungen zur Aufbewahrung der Garderobe getroffen. Wir hoffen nun auch mit Nächstem ein völlig renovirtes — ich wollte sagen — neues, Repertoire zu sehen. Wir verbitten uns Lack und neue Ueberzüge, wir erbitten uns vielmehr Alles vom Grund aus neu.

Mad. Mink's letzte Vorstellung in den Welfen und Ghibellinen war eine durchaus verfehlt, was sich selbst auf das kleine Recitativ des Partes erstreckte.

Fr. Kaiser's „Industrie-Ausstellung“ ist unerachtet des Lobes, welches die meisten hiesigen Blätter dieser Posse zollen, doch nur ein höchst mittelmäßiges Machwerk; noch einige Vorstellungen, und wir werden leere Bänke haben.

„Ein Besuch bei Pelissier“ mitgetheilt von D. Frank in der von ihm redigirten „Wiener Zeitschrift“ verdient als ein eben so interessantes als glaubwürdiges Zeugniß die allgemeinste Beachtung.

Ein gräßlicher Mord, den ein junger Jude an einem seiner Glaubensgenossen hier in der Leopoldstadt verübte, beschäftigt jetzt die Phantasie der Wiener, und man hat des Henkers Schwert schon leise in der Scheide klirren hören.

In der reizenden Brühl sind ganze Heerden von Vagabunden eingefangen worden, welche die Gegend so unsicher gemacht, daß man sogar von Raub auf offener Straße hört. O Landgendarmarie, o Landgendarmarie! ach Gott! ach Gott! sieht man dich nimmer hier?

Bezeichnendes. Auf der Wien-Bloggnitzer Bahn nennt man diejenigen Leute „Bahn-Wärter“, welche auf der W.-Nordbahn „Bahn-Wächter“ heißen. Ein edler Perchenfelder meint: „und zwar darum, weil die armen Leute auf der Bloggnitzer Bahn immer auf den Train so lange warten müssen.“ 90.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.